



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Fremde Heimat

Zur Bedeutung von „Heimat“ im lebensgeschichtlichen
Erzählen von Zwangsmigrierten des Zweiten Weltkriegs

Verfasserin

Bakk. Sarah Pfleger

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt: Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin: Mag. Dr. Jelena Tošić

„Ihr Flüchtlinge tut, als hättet ihr die ‚Heimat‘ für euch gepachtet!“ gibt Herr Wasser zurück.

„Nicht gepachtet! Besessen!“ Wieder berichtigt Maximiliane ihn.

Doch Herr Wasser bleibt, seinem Aussehen entsprechend, steifnackig und dickschädelig.

„Immer die Heimat auf den Lippen!“

„Meinen Sie nicht“, antwortet Maximiliane unbeirrt, „daß wir die Heimat lieber unter den Füßen hätten?“

[...] „Heimat, so was trägt man doch in seinem Herzen, da braucht man doch nicht täglich drum rumzulaufen“ [...].

(Christine Brückner:

Nirgendwo ist Poenichen.

Frankfurt/ Main u.a.: Ullstein 1977: 98f)

Danksagung

„Und was sollen wir tun?“
„Gar nichts. Seltsamerweise geht es immer gut aus.“
„Wie das?“
„Das weiß ich nicht. Es ist ein Wunder!“

(Dialog im Film *Shakespeare in Love*)

Als Beinahe-„Wunder“ erscheint mir – ähnlich wie vielen SchauspielerInnen eine nervenaufreibende, doch letztlich erfolgreiche Uraufführung – die Fertigstellung der vorliegenden Diplomarbeit. Allerdings war es notwendig, dafür deutlich mehr als „gar nichts“ zu tun, wobei mich viele Personen auf unterschiedliche Art unterstützten. Ich bedanke mich daher bei...

... meinen GesprächspartnerInnen, ohne deren Kollaboration diese Arbeit nicht hätte entstehen können. Sie vertrauten mir ihre Lebensgeschichten an, scheuten vor den Strapazen einer gedanklichen Reise in die Zeit des Zweiten Weltkriegs nicht zurück und gewährten einer Außenstehenden Einblicke in persönliche Erinnerungen. Ihnen gilt meine Hochachtung und tiefe Dankbarkeit.

... Mag. Dr. Jelena Tošić für die Anregung zu dieser Diplomarbeit und deren geduldige Betreuung.

... Hr. Mag. Günter Müller, Leiter der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien; Hr. Ing. Anton Ellmer, Obmann der Landsmannschaft der Donauschwaben in Oberösterreich; sowie Hr. Mag. Andreas Gratz, die mir ihre Zeit und Literatur zur Verfügung stellten.

... meiner „Soul Sister“ Andrea, die mir wichtige Tipps und das noch viel wichtigere Gefühl gab, verstanden zu werden.

... meinem Bruder Martin, der mir bereitwillig sein Arbeitszimmer zur Verfügung stellte und in dieser „home office away from home“ jederzeit konzentriertes Arbeiten ermöglichte.

... *last but not most of all*: Meinen Eltern, die mich während des gesamten Studiums auf jede nur erdenkliche Art und Weise unterstützten.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	1
1.1	Persönlicher Zugang	2
1.2	Fragestellung.....	4
1.3	Zum Aufbau der Arbeit.....	5
1.4	Terminologische Überlegungen.....	6
2	Theorie.....	11
2.1	Anthropologische Migrationsforschung.....	11
2.1.1	Identität(en)	12
2.1.2	Zugehörigkeit(en)	16
2.2	Migration, Heimatverlust und Trauma	20
2.3	„Heimat“: Zur Geschichte eines problematischen Begriffs	23
3	Methode	28
3.1	<i>At Home in the Field</i> : Chancen und Probleme	29
3.2	<i>The Life Story Interview</i> : Theorie und Praxis des lebensgeschichtlichen Interviews	32
4	Forschungsprozess.....	36
4.1	Kontaktaufnahme zu den InterviewpartnerInnen	36
4.1.1	Teilnehmende Beobachtung I: Vereinstreffen	37
4.1.2	Teilnehmende Beobachtung II: Gedenkfeier	40
4.2	Exemplarischer Interviewverlauf.....	41
4.2.1	Bemerkungen zur exemplarischen Interviewsituation.....	43
4.3	Inhaltliche Zusammenfassung der Interviews (Kurzbiografien)	44
4.3.1	Hr. Markus Ziegler: „ <i>Meine Frau und ich, wir haben viel, viel gearbeitet</i> “	45
4.3.2	Hr. Johann Zweig: „ <i>Aus Nix was machen, das ist die Kunst</i> “.....	46
4.3.3	Hr. Dr. Georg Wildmann: „ <i>Es war also das Problem, wie kommt man am helllichten Tag aus einem KZ hinaus?</i> “	48
4.3.4	Fr. Elise Schuster: „ <i>Ich habe furchtbar Heimweh gehabt!</i> “.....	49
4.3.5	Hr. Alfred Graf: „ <i>Ich war vielleicht ein bissl ein Ehrgeizler alleweil</i> “	51
4.3.6	Fr. Marianne Lindinger: „ <i>Meinen Vater sehe ich heute noch dort stehen</i> “.....	52

5	Analyse	55
5.1	Heimat verlieren: Zwangsmigrations- und Kriegs-erfahrungen	55
5.2	Heimat finden: Einleben im Österreich der Nachkriegszeit	60
5.3	Heimat erinnern: „Erinnerungsreisen“ und „Heimatbewusstsein“	64
5.4	Formelle Merkmale von Erinnerungserzählungen	67
5.4.1	„Das sind so Sachen, die einen nicht auslassen...“: Erinnerungserzählungen von traumatischen Erlebnissen.....	71
6	Ergebnisse: Annäherungsversuche an einen „schillernden Begriff“	76
6.1	Heimat, eine schöne Landschaft.....	77
6.2	Heimat, die heile Welt meiner Kindheit.....	79
6.3	Heimat, mein Geburtsort	83
6.4	Heimat, mein Elternhaus	87
6.5	Heimat, dem Verfall preisgegebene Gebäude	90
6.6	Heimat, eine neu aufgebaute Existenz.....	93
6.7	Heimat, Gerüche und Geschmäcke	96
6.8	Heimat, eine Melodie	99
6.9	Heimat, ein soziales Umfeld.....	100
6.10	Heimat, wo es mir gut geht	102
6.11	Heimat, worum uns Ausgewanderte beneiden.....	107
6.12	Heimat, eine Erinnerung	110
7	Resümee	113
8	Literaturverzeichnis.....	117
9	Interviewverzeichnis.....	125

1 Einleitung

„Dahoam is dahoam/ Wannst net fort muaßt, so bleib“, heißt es in der letzten Strophe des „Hoamatgsang“. Als dieser 1952 zur oberösterreichischen Landeshymne wurde, wusste ein Bevölkerungsteil aus unmittelbarer Erfahrung um die volle Bedeutungsschwere dieser Worte: Jene ca. 153.100 „volksdeutschen Flüchtlinge“ (Kraus zit. nach Feldtänzer 2004: 68), die im Zuge des Zweiten Weltkriegs ihre bisherigen Wohnorte verlassen mussten und sich erst seit wenigen Jahren in Oberösterreich aufhielten. Aus dem heutigen Tschechien, Ungarn, Kroatien, Serbien und Rumänien waren sie – unter verschiedenen Umständen, auf verschiedenen (Um-) Wegen und mit verschiedenen Schicksalsgeschichten – gekommen. Viele von ihnen hatten im Zuge von Krieg, Flucht und Vertreibung Angehörige verloren und selbst Furchtbares erlebt; „mit leeren Händen, froh, überhaupt noch am Leben zu sein“ (Kaiser-Kaplaner 1998: 160), hatten sie Österreich erreicht. Provisorisch in Baracken und anderen Notunterkünften untergebracht, sahen sie einer ungewissen Zukunft in dem Land entgegen, das im Laufe der nächsten Jahre und Jahrzehnte zu ihrer „neuen Heimat“ werden sollte.

Die österreichische Bevölkerung und Politik, mit zahlreichen Problemen der Nachkriegszeit und der Wiederherstellung des Alltagslebens beschäftigt, nahmen einen besorgniserregenden Flüchtlings-„Massenstrom“ (Stanek 1985: 23) wahr; für die Beschäftigung mit Einzelschicksalen fehlten Zeit und Interesse. Manchen Neuankömmlingen mag nicht viel daran gelegen haben, mit den BewohnerInnen¹ ihrer neuen Umgebung – in der sie unfreiwillig und oft zufällig gelandet waren – ins Gespräch zu kommen: Viele hofften, in absehbarer Zeit in ihre „alte Heimat“ zurückkehren zu können. Andere hingegen hätten ein offenes Ohr geschätzt und sich ihre Erlebnisse der letzten Monate von der Seele geredet. Zu erzählen hätten sie genug gehabt: Der 26-jährige Soldat, der offiziell bereits einmal tot gewesen war; der 16-jährige Zwangsarbeiter, der durch ein Weizenfeld am Rande eines Massengrabs geflüchtet war; das zehnjährige Mädchen, das sich übereilt von seinem Vater verabschiedet hatte, den es nie wiedersehen sollte.

¹ Aus Überzeugung verwende ich, wenn sowohl männliche als auch weibliche Personen gemeint sind bzw. gemeint sein könnten, gendergerechte Sprache (Splitting). Ich bin zuversichtlich, dass die angeblich verringerte Lesbarkeit für meine LeserInnen kein Hindernis darstellt.

65 Jahre später will die vorliegende Arbeit diesen Personen die nachträgliche Chance geben, zu erzählen: von ihren Erinnerungen an „zu Hause“ und dem unfreiwilligen „Neustart“ in einem fremden Land; von traumatisierenden Kriegserlebnissen und wahrgewordenen Lebensträumen; von harter Arbeit und glücklichen Zufällen. Von zentralem Interesse wird dabei sein, was „Heimat“ für jemanden bedeutet, der angeblich gleich zwei davon – eine „alte“ und eine „neue“ – hat. *Summa summarum*: Es geht um Geschichten aus dem Leben von „Heimatvertriebenen“ – ihre Lebensgeschichten.

1.1 Persönlicher Zugang

Da drei meiner vier Großelternteile aus deutschsprachigen Minderheitsgebieten außerhalb Österreichs stammen, gehören Erinnerungserzählungen rund um den Zweiten Weltkrieg – dramatische Fluchtschilderungen, beklemmende Nachkriegsösterreich-Beschreibungen sowie nostalgisches Schwelgen in Erinnerungen – seit jeher zu unserem Familienleben. Nichtsdestotrotz (oder gerade deshalb) sah ich jahrzehntelang keinen Anlass, mich systematisch mit der Geschichte der sogenannten Donauschwaben bzw. den Lebensgeschichten einzelner VertreterInnen zu beschäftigen². Wie Engelhardt (1997: 55) weiß, werden in Alltag meist Teilgeschichten erzählt, bestimmte Anekdoten sogar *ad infinitum* wiederholt, während die größeren Zusammenhänge als bekannt vorausgesetzt und deshalb nicht thematisiert werden. Die daraus resultierende Konfusion nahm ich während meines Aufwachsens als gegeben hin: Als ich beispielsweise im Volksschulalter Besuch von einer Freundin bekam, wurde diese von meiner Mutter gefragt, ob sie denn meine – ebenfalls anwesende und breiten donauschwäbischen Dialekt sprechende – Urgroßmutter verstehen würde. Diese Frage an sich erschien mir paradox, da ich der Auffassung war, die Groß- und Urgroßeltern *aller* Kinder würden – quasi aufgrund ihres Alters – genauso sprechen.

Diese „anti-selbstreflexive“ Einstellung änderte sich schlagartig, als ich im Zuge meines Studiums 2008 das Projektseminar „Lebensgeschichte und Migration: Theoretische Grundlagen und explorative Forschung“ bei Mag. Dr. Jelena Tošić und Mag. Dr. Gudrun

² Die Selbstbezeichnung „Österreicherin mit Migrationshintergrund“ lag mir jahrzehntelang fern; umso kurioser erscheint die Tatsache, dass bis Mitte der 1990er in Deutschland geborenen Nachkommen von Zwangsmigrierten lt. Bundesvertriebenengesetz ebenfalls „Flüchtlinge“ waren: „Daß der Anteil der Vertriebenen an der Bevölkerung [...] unter Beibehaltung dieser juristischen Regelungen recht bald die 50%-Marke überschreiten wird, läßt sich leicht errechnen“ (Schlau zit. nach Lehmann 1993: 75).

Kroner besuchte. Neben einer Einführung in die Migrationsforschung (mit der ich mich bislang nur marginal befasst hatte) bot mir diese Lehrveranstaltung einen Anstoß zur systematischen Auseinandersetzung mit meiner Familiengeschichte. Die Durchführung eines ersten lebensgeschichtlichen Interviews mit einem Verwandten mündete in einer entsprechenden Seminararbeit; das positive Feedback der Lehrveranstaltungsleiterinnen und des Plenums weckte in mir das Verlangen nach einer weiterführenden Auseinandersetzung mit Lebensgeschichten von Zwangsmigrierten. Bestärkt durch Mag. Dr. Tošić beschloss ich, meine Diplomarbeit in diesem Themenfeld anzusiedeln und mich dabei auf „Heimat“ zu konzentrieren – ein Begriff, dessen häufiger und teils widersprüchlicher Gebrauch mir bald aufgefallen war. „Hier sind wir zu Hause, aber daheim ist halt immer noch unten!“ (Fellinger 2005): Derartige Äußerungen warfen mehr Fragen auf, als sie beantworteten.

Tatsächlich scheint die weitestgehend „sang- und klanglose Integration“ der ZwangsmigrantInnen in vielen Familien zu ähnlichen Konstellationen geführt zu haben. „Schweigen und Assimilieren“ mag in den Nachkriegsjahren – sowohl für die österreichische Bevölkerung als auch für die Zwangsmigrierten selbst – zunächst vorteilhaft gewesen sein; heute allerdings manifestiert sich aufseiten Letzterer die Befürchtung, ihre (Lebens-) Geschichte sei akut davon bedroht, bald in allgemeine Vergessenheit zu geraten. Viele meiner InterviewpartnerInnen wiesen darauf hin, zum immer kleiner werdenden Kreis der „Wissensträger“³ bzw. zur ablebenden „Erlebnisgeneration“⁴ zu gehören; einer traf sogar einen ironischen Vergleich mit den „letzten Mohikanern“⁵. Die Angst, nicht einmal die eigenen Kinder oder Enkelkinder – von der Öffentlichkeit ganz zu schweigen – würden das Vermächtnis bewahren, sprachen manche explizit aus: „Und wenn die Erlebnisgeneration... weg ist, dann scheint das nirgends mehr auf [...] Nirgends, nirgends scheint das auf, dass wir vertrieben worden sind“⁶. Vor diesem Hintergrund sind sowohl die Betroffenen und ihre Angehörigen als auch die Gesamtgesellschaft mit der Aufgabe eines verantwortungsvollen Umgangs mit (Lebens-) Geschichte(n) über die Existenz der ZeitzeugInnen hinaus konfrontiert⁷.

³ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

⁴ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

⁵ Interview mit Hr. Wildmann vom 29. Jänner 2010.

⁶ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

⁷ Zu den vereinzelt Versuchen, die Nachkommen von Zwangsmigrierten – z.B. durch das „Vererben“ von „Heimweh“ – politisch zu instrumentalisieren, vgl. Lehmann 1993: 77ff.

Folglich waren diverse Kontaktpersonen voll des Lobs über meine Arbeit. „Das ist gut, dass Sie das machen“⁸, kommentierte etwa ein Zwangsmigrierter im Anschluss an das Interview. Der Obmann einer Landsmannschaft, den ich mit der Bitte um Informationsmaterial kontaktierte hatte, wünschte mir in seinem Antwortschreiben gutes Gelingen „dieser für unsere Volksgruppe sehr wichtigen Arbeit“⁹ und sicherte mir seine volle Unterstützung zu; es sei „eine große Befriedigung für uns ältere Menschen, wenn man sehen kann, dass es noch junge Menschen gibt, denen das Schicksal ihrer Vorfahren nicht gleichgültig ist“¹⁰. Folglich verspürte ich eine gewisse geistige Nähe zu jenen Anthropologen, die sich – angetrieben von der Überzeugung, vom Untergang bedrohte Kulturen für die Nachwelt dokumentieren zu müssen – Mitte des 19. Jahrhunderts vermeintlichen „vanishing races“ widmeten.

1.2 Fragestellung

Eine Google-Suche nach dem Stichwort „Heimat“ ergibt im September 2010 ca. 10.700.000 Treffer; im August 2004 betrug das vergleichsweise bescheidene Ergebnis 1.480.000 (Heilingsetzer 2004: 4). Eine gute Versiebenfachung in sechs Jahren mag teilweise auf das explosionsartige Wachstum des Internets zurückzuführen sein, deutet aber zugleich auf die inflationäre Verwendung des „wiederentdeckten“ Begriffs hin: „Heimat: Warum der Mensch sie wieder braucht“, lautete das Titelthema der Zeitschrift „Geo“ im Oktober 2005. Anders gefragt: Hat „der Mensch“ Heimat jemals *nicht* gebraucht?

„Zwei Jahre, 264 Tage und der heutige Morgen“, antwortet der „Gladiator“ im gleichnamigen Spielfilm auf die Frage des Kaisers, wann er zuletzt zuhause gewesen sei. „Hollywood-Fiktion“, mögen einige abwinken – doch die präsentiert bekanntlich oft (überzeichnete) Realitäten. Offenbar lernt man „Heimat“ besonders dann zu schätzen, wenn man für einige Zeit von ihr getrennt ist. Verlusterfahrungen – temporärer oder permanenter Natur – scheinen den Blick für das Wesentliche zu schärfen: „Der Wohnort wird Heimat, wenn man

⁸ Wortmeldung von Hr. Schuster während des Interviews mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

⁹ Private Korrespondenz vom 27. Oktober 2009.

¹⁰ Ebenda.

anderswo ist [...]; was man an der Familie hat, weiß man, wenn man von ihr getrennt ist, und was an den Freunden, wenn man sie vermißt“¹¹ (Schlink 2000: 24f).

Diese Perspektive lässt vermuten, dass Zwangsmigration einen besonderen Blickwinkel auf „Heimat“ eröffnet; wer im Laufe seines Lebens gleich mit zwei „Heimaten“ gesegnet (oder geschlagen?) wurde, müsste rein theoretisch mehr zu diesem Thema zu sagen haben als andere, die sich nie zu diesbezüglichen Reflexionen veranlasst sahen. Ist dem so – haben Zwangsmigrierte des Zweiten Weltkriegs Meinungen und Gefühle zu Begriff „Heimat“, diesem elastischen, emotional aufgeladenen und trotzdem oft so nichtssagenden Begriff? Wenn ja – handelt es sich dabei um überwiegend positiv oder negativ konnotierte, allgemeine oder konkret-persönliche Assoziationen? Zieht sich „Heimat“ wie ein roter Faden durch ihre Lebensgeschichten, oder nimmt sie einen eher kleinen Stellenwert ein? Die vorliegende Diplomarbeit wird auf all diese Aspekte eingehen und die konstituierenden Merkmale von „Heimat“ im lebensgeschichtlichen Erzählen von Zwangsmigrierten herausarbeiten, um letztendlich die zentrale Frage beantworten zu können: Was bedeutet „Heimat“ für diese Menschen?

1.3 Zum Aufbau der Arbeit

Im Folgenden wird zunächst kritisch auf die verschiedenen zur Verfügung stehenden Bezeichnungen für den gemeinten Personenkreis und ihre jeweiligen Implikationen eingegangen. Auf Basis dieser terminologischen Überlegungen soll die Entscheidung für einen wissenschaftlich vertretbaren, reflektiert-akkuraten Begriff fallen.

Kapitel 2 vermittelt einen Überblick über die relativ kurze Forschungsgeschichte zu Migration, zeigt exemplarisch bereits geleistete Beiträge der Kultur- und Sozialwissenschaften, sowie Ansatzpunkte für zukünftige Forschungen auf diesem Gebiet auf. Unter Bezugnahme auf psychologische Erkenntnisse wird näher auf die Zusammenhänge von Migration, „Heimat“-Verlust und Trauma eingegangen, bzw. auf Zwangsmigration als Auslöser von traumatischen Erlebnissen und deren Symptomatik. Die theoretischen Vorbemerkungen

¹¹ Zitate in der alten Rechtschreibung wurden in dieser belassen, und aus Gründen der Lesefreundlichkeit darauf verzichtet, die mittlerweile inkorrekte Schreibweise jedes Mal als solche kenntlich zu machen, etwa in Form von wiederholten „daß [sic]“.

werden abgerundet durch eine problemzentrierte, interdisziplinäre Begriffsgeschichte zum zentralen Wort „Heimat“.

Im Methodenkapitel folgt auf prinzipielle Überlegungen ein kritisches Aufzeigen von Vor- und Nachteilen, die mit ethnologischer Forschungsarbeit in der eigenen Gesellschaft einhergehen. Anschließend werden Möglichkeiten und Grenzen lebensgeschichtlicher Interviews beschreiben.

Kapitel 4 zeichnet den empirischen Forschungsprozess nach, angefangen von der Suche nach InterviewpartnerInnen über Feldforschungsnotizen und ethnografischen Anmerkungen zur Entstehungssituation der Interviews. Es folgen rein inhaltliche Zusammenfassungen, die einen Überblick über die Lebensgeschichten meiner sechs InterviewpartnerInnen vermitteln.

Das fünfte Kapitel bietet eine erste themenzentrierte und gleichzeitig chronologische Analyse, die sich in drei Abschnitte gliedert: „Heimat“-Verlust, -Entstehung und -Gedenken durch den Zweiten Weltkrieg, die Zwangsmigration nach Österreich bzw. Rückkehrreisen an den Geburtsort. Dieser inhaltlichen schließt sich eine methodische Analyse an; „technisch-formelle“ Merkmale von Erinnerungserzählungen werden – zunächst im Allgemeinen, dann im Hinblick auf traumatische Erlebnisse – beschrieben und interpretiert.

In Kapitel 6, dem Herzstück der Arbeit, werden ein Dutzend „Heimat“-Assoziationen meiner InterviewpartnerInnen dargestellt und vor dem Hintergrund relevanter Literatur verglichen, um auf diese Weise den polyvalenten Begriff „Heimat“ zu konkretisieren und zu eruieren: Was sind – in den Augen von Zwangsmigrierten – die konstituierenden Merkmale von „Heimat“? Im Resümee unternehme ich den Versuch, diese zentrale Frage zu beantworten.

1.4 Terminologische Überlegungen

Ein Problem, welches sich am Anfang jeder Arbeit zum hier gemeinten Personenkreis stellt, betrifft die Begriffswahl. Seit den Nachkriegsjahren, in denen die intensive Suche nach einer passenden Bezeichnung allerlei Blüten trieb – „Heimatverwiesene“, „Neubürger“, „Ausgewiesene“, „Aufzunehmende“ (Lehmann 1993: 15) – wurde das terminologische

Repertoire um zahlreiche Begriffe erweitert, die teilweise interessante Rückschlüsse auf ihren Entstehungszeitraum und die damalige gesellschaftliche Stimmung zulassen.

Die von meinen InterviewpartnerInnen häufig gebrauchte Eigenbezeichnung „Volksdeutsche“ wurde während der NS-Zeit „für alle Menschen deutscher Zunge, die außerhalb des deutschen Reichsgebietes [...] angesiedelt waren, gebraucht“ (Stanek 1985: 20). Obwohl der Begriff – auch durch seine adjektivische Verwendung in Zusammenhang mit „volksdeutsches Reich“ – somit stark ideologisch vorbelastet war, wurde in der Nachkriegszeit eine Alternative offenbar „weder gesucht noch gefunden“ (Zodl 2005: 36). Dieser Umstand erklärt, warum sich viele ZeitzeugInnen (wohlgemerkt ohne nationalsozialistischen Unterton) bis heute dieser nicht unproblematischen Bezeichnung bedienen; ihre Verwendung in einer wissenschaftlichen Arbeit erscheint mir aus den genannten Gründen jedoch unpassend.

Die zweite gebräuchliche Eigenbezeichnung, „Donauschwaben“, wird von einschlägigen Landsmannschaften, Vereinen und in deren Eigenpublikationen favorisiert. Kaiser-Kaplaner (1998: 13) zufolge setzt sich dieser – angeblich 1922 kreierte – Terminus aus zwei historischen Komponenten zusammen: Dem Namen des Stroms, auf dem ein Großteil der SiedlerInnen gekommen war, und dem ungarischen bzw. serbischen Sammelbegriff für Deutschsprachige, „sváb“ bzw. „svaba“. Zu den „donauschwäbischen Siedlungsgebieten“ zählen demnach – gemäß der damaligen deutschen Diktion – das Banat, die Batschka, die Schwäbische Türkei, Slavonien, Syrmien sowie der Raum um Budapest mit dem Ofner Bergland – Teile der heutigen Staaten Ungarn, Kroatien, Serbien und Rumänien. Diese komplexe geographische Situation sowie die siedlungsgeschichtlich-ideologische Konnotation des Begriffs (der in gendergerechter Formulierung sperrig „Donauschwäbinnen und Donauschwaben“ lauten müsste) lassen ihn ebenfalls relativ unattraktiv erscheinen.

Daneben sind unter meinen InformantInnen jene Eigenbezeichnungen gebräuchlich, die sich von den (damaligen) Namen der bewohnten Orte bzw. der Herkunftsregion ableiten – z.B. „Banater“ für Bevölkerungsteile des heutigen Rumänien oder „Filipowaer“ für die EinwohnerInnen des jetzigen Dorfes Bački Gračac. Um die Identität meiner InterviewpartnerInnen zu schützen, musste auf die Verwendung derartiger geographischer Bezeichnungen jedoch weitgehend verzichtet werden.

Zodl (2005: 36) übernimmt in ihrer geschichtswissenschaftlichen Diplomarbeit die Bezeichnung „Sprachdeutsche“ von Hanns Haas. Die deklarierte Konnotationsfreiheit dieses Begriffs sei dahingestellt, fest steht, dass er den Kern der Sache verfehlt: Die gemeinten Personen interessieren nicht aufgrund der Tatsache, dass sie – so wie Millionen andere – Deutsch sprechen, sondern aufgrund ihrer spezifischen biographischen Erfahrung der Migration unter den historischen Umständen des Zweiten Weltkriegs.

Silke Fiedermutz, Diplomandin der Volkskunde, spricht von „Nachkriegsflüchtlingen“, obwohl ihre InformantInnen – ähnlich wie meine – großteils bereits im Oktober 1944 die Flucht antraten. Da in der Geschichtsschreibung allgemeiner Konsens darüber herrscht, dass der Zweite Weltkrieg am 8. Mai 1945 endete, erscheint mir diese Bezeichnung schon rein zeitlich als inkorrekt.

Zwei der führenden Wissenschaftler auf diesem Gebiet, der Professor für europäische Ethnologie Albrecht Lehmann und der Soziologe Michael von Engelhardt, verwenden in ihren jeweiligen Publikationen die Bezeichnungen „Flüchtlinge“, „Vertriebene“ sowie „Heimatvertriebene“ als Synonyme. Während Letzterer diese Entscheidung ohne weiteren Kommentar lediglich in der ersten Fußnote bekanntgibt (Engelhardt 2001: 7), versucht sie Lehmann (1993: 15) als „die pragmatische Lösung eines komplizierten definitorischen Problems“ zu rechtfertigen. Allerdings führt er im direkten Anschluss an, dass manche Personen während der zweiten Hälfte der 1940er Jahre großen Wert darauf legten, als „Vertriebene“ anstatt als „Flüchtlinge“ titulierte zu werden; der zuletzt angeführte Begriff hatte nicht nur aufgrund der Nachsilbe „-ling“ einen abschätzigen Beiklang, sondern erweckte zudem den Eindruck, das frühere Wohngebiet sei „freiwillig“ vor Kriegsende aus Furcht verlassen worden. Obwohl der Autor erkennt, dass es „für das Selbstbewußtsein einer Person nicht folgenlos gewesen sein [dürfte], wenn sie [...] schließlich das Etikett ‚Flüchtling‘ angeheftet bekam, gegen das sie sich jahrelang gewehrt hatte, weil sie es als eine Art Schimpfwort empfand“ (Lehmann 1993: 16), zieht er daraus keinerlei Konsequenzen; sowohl in der Umgangssprache der Nachkriegszeit als auch in der *scientific community* wären die Grenzen zwischen den verschiedenen Begriffen zunehmend verwischt (Lehmann 1993: 15). Dennoch argumentiert Zodl (2005: 32), „Flucht“ impliziere das Verlassen des Landes auf Eigeninitiative hin, während „Vertreibung“ eine alternativenlose Reaktion auf die Handlung Dritter sei.

Tošić et al. (2009: 118) betonen zudem, dass die eindimensionale, „ziemlich bedeutungsarme“ Sammelbezeichnung „Flüchtling“ einen Identitätsaspekt über-, andere hingegen unterbetont. Viele Individuen würden dieses kollektive Etikett als Verletzung ihrer eigenen Persönlichkeit empfinden und sich deshalb vehement dagegen wehren.

Während sich die Ablehnung des Flüchtlingsbegriff durch die Betroffenen selbst demnach auf unerwünschte Assoziationen stützt, sieht Karl Schlögel (1999) zwischen „Flüchtlings“ und Vertriebenen“ einen qualitativen Unterschied hinsichtlich ihrer jeweiligen Rückkehrchancen: „Wer flüchtet, kann sich, wie groß das Risiko auch immer sein mag, entschließen zur Heimkehr. Wer aber vertrieben wird [...] hat keine Wahl. [...] Vertreibungen sind so gut wie endgültig“.

Gemäß der „Genfer Konvention“¹² ist jede Person Flüchtling, die sich „aus der begründeten Furcht vor Verfolgung [...] außerhalb des Landes befinden, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt, und den Schutz dieses Landes nicht in Anspruch nehmen kann oder [...] will“ (UNHCR 1951: 2). Im anthropologischen Sinn hingegen bezieht sich der Begriff auf all jene „who have undergone a violent ‚rite‘ of separation and unless or until they are ‚incorporated‘ as citizens into their host state (or return to their state of origin) find themselves in ‚transition‘, or in a state of ‚liminality‘ (Harrell-Bond/ Voutira 1992, zit. nach Tošić et al. 2009: 112).

Angeichts dieser unterschiedlichen Differenzierungsmöglichkeiten zwischen „Flüchtlings“ und „Vertriebenen“ einerseits, und andererseits meiner Abneigung, problematische Eigenbezeichnungen bzw. Begriffe zu verwenden, denen die gemeinte Personengruppe ablehnend gegenübersteht, sah ich mich veranlasst, über einen alternativen Terminus nachzudenken.

Als wichtig erschien mir dabei der Aspekt, dass sämtliche InterviewpartnerInnen ihren ursprünglichen Wohnort verließen (bzw. nach Ableistung von Militärdienst oder Zwangsarbeit nicht langfristig zurückkehren konnten), weil ihnen (bzw. ihren Eltern) ein Verbleib aufgrund der äußeren Bedingungen lebensbedrohlich erschien. Unabhängig von den jeweiligen konkreten Rahmenbedingungen *sahen sich* die handelnden Personen folglich zum Verlassen *gezwungen* (vgl. die Formulierung „begründete Furcht“ im Text der *Genfer Konvention*). Eine Differenzierung, ob es sich im Einzelfall nun um eine Flucht, Vertreibung oder ein

¹² Die sich in ihrer ursprünglichen Fassung nur auf europäische Flüchtlinge des Zweiten Weltkriegs bezog (Tošić et al. 2009: 111).

anders zu bezeichnendes Vorgehen handelte, erscheint kaum möglich und zudem für den/ die Einzelne/n persönlich irrelevant¹³. Aus diesen Überlegungen heraus habe ich mich für die Bezeichnung „Zwangsmigrierte“ bzw. „ZwangsmigrantInnen“¹⁴ entschieden, abgeleitet von dem lateinischen *migratio* bzw. „Migration“ als allgemeiner Bezeichnung für eine „Wanderung bzw. Bewegung von Individuen oder Gruppen im geographischen und sozialen Raum“ (Strasser 2009: 17) und versehen mit dem Präfix „Zwangs-“, um meiner Auffassung, dass die AkteurInnen keine alternative Handlungsmöglichkeit sahen, Ausdruck zu verleihen. Da ich von seiner semantischen Schärfe überzeugt bin, verwende ich vorrangig diesen Begriff¹⁵.

¹³ Die Einteilung in „freiwillige“ und „unfreiwillige Migration“ ist sehr umstritten, da oft schwer möglich (Strasser 2009: 18).

¹⁴ Vgl. im Englischen den Begriff „forced migrants“. In Bezug auf meine InterviewpartnerInnen favorisiere ich – angesichts der Tatsache, dass sie seit über 50 Jahren österreichische StaatsbürgerInnen sind – den Terminus „Zwangsmigrierte“. Um die Relevanz des Erlebten für das gesamte Leben zu unterstreichen, verwende ich synonym auch die Bezeichnung „ZwangsmigrantInnen“.

¹⁵ Sofern die Termini „Flüchtlinge“ bzw. „(Heimat-)Vertriebene“ im Text vorkommen, erfolgt deren Verwendung aus stilistischen Gründen und in vollem Bewusstsein der hier diskutierten Problematik.

2 Theorie

2.1 Anthropologische Migrationsforschung

Einer weitverbreiteten Sichtweise zufolge leben wir gegenwärtig in einem „Zeitalter der Migration“ (Strasser 2009: 15) bzw. einem „Jahrhundert der Flüchtlinge“ (Lehmann 1993: 243; Schlögel 1999). Die Kultur- und Sozialanthropologie beschäftigt sich allerdings erst relativ kurz mit diesbezüglichen Fragestellungen – jahrhundertlang waren andere Forschungsschwerpunkte tonangebend: Malinowskis legendärer Aufenthalt bei den *Trobriand Islanders*, Boas' Forschungen zu den nordamerikanischen *Kwakiutl* oder Lévi-Strauss' Bestseller „Tristes Tropiques“ prägten nachhaltig Fremd- wie Selbstverständnis der Disziplin.

„Die Kultur- und Sozialanthropologie beschäftigt sich in vergleichender Perspektive mit der Vielfalt der Formen menschlichen Zusammenlebens an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten“ (IKSA 2010): Um dieser modernen Eigendefinition zu entsprechen, musste man sich von der Fixierung auf möglichst „traditionelle“, „exotische“ und weit entfernt lebende „Naturvölker“ lösen. In diesem Klima konnten in den späten 1950er Jahren erste anthropologische Migrationsforschungen einsetzen, die schließlich in den 1980ern aus dem anglo-amerikanischen auch auf den deutschsprachigen Raum übergriffen (Armbruster 2009: 52). Mitverantwortlich für diese lange Vernachlässigung war der Umstand, dass MigrantInnen als „mobile Subjekte“ den Rahmen einer traditionellen, stationären Feldforschung sprengen: Temporäre Wohnsitze, wiederholte Ortswechsel und spontane Gruppenkonstellationen erfordern vergleichsweise aufwändiges *multi-sited fieldwork*¹⁶ (Tošić et al. 2009: 114). Zudem verlangen migrationsbezogene Fragestellungen meist eine interdisziplinäre Arbeitsweise, die viele WissenschaftlerInnen abschreckt (ebenda: 113).

An der heutigen „Migrationsforschungskonjunktur“ (Armbruster 2009: 52) partizipieren u.a. Soziologie, Geographie sowie Rechts-, Politik-, Wirtschafts- und Geschichtswissenschaften, die sich jeweils mit charakteristischen Fragestellungen, Theorien und Methoden einbringen. Einen ähnlich interdisziplinären Charakter lässt sich dem Forschungsfeld rund um „Heimat“ attestieren, auf dem sich – neben AnthropologInnen – VolkskundlerInnen, PsychologInnen, PhilosophInnen und LinguistInnen betätigen. Letztere machten den Begriff

¹⁶ Vgl. Marcus (1995).

beispielweise zum Gegenstand einer detaillierten „begriffsgeschichtliche[n] Untersuchung“ (Bastian 1995), die die verschiedenen Bedeutungsdimensionen von „Heimat“ in Alltag, Politik, Recht, Naturwissenschaften, Religion und Literatur beleuchtet. An der Schnittstelle zur Literaturwissenschaft angesiedelt, lieferte „Der territoriale Mensch: Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen“ 1972 wertvolle Impulse für eine „neue Art von Heimat-Kunde“ (Romberg 2005: 119). Greverus’ „ent-emotionalisiertes“ Verständnis von „Heimat“ als Raum, in dem Individuen aktive Lebensgestaltung möglich ist, machte den Begriff für die moderne Kulturanthropologie greifbar.

Die vorliegende Arbeit versteht sich als Beitrag zu dieser kulturwissenschaftlichen Debatte und grenzt sich daher ab von pseudoakademischen Publikationen, deren AutorInnen sich offenbar eher als politisches Sprachrohr denn als Mitglieder der *scientific community* profilieren wollen, sowie von schriftstellerisch motivierten Beiträgen, in denen „viel von ausgetretenen Pfaden, Storchennestern und dunklen Wäldern die Rede“ (Lehmann 1993: 9) ist.

Als „Wissenschaft vom Menschen“ verfügt die Kultur- und Sozialanthropologie über ein besonderes Nahverhältnis zu ebendiesem mitsamt seiner sozio-kulturellen Grundbedürfnisse, die meines Erachtens „Heimat“ miteinschließen. Kultur- und sozialanthropologische Forschungsbeiträge zu diesem eindeutig interdisziplinären Themenkomplex erscheinen somit angebracht und hochrelevant.

2.1.1 Identität(en)

Dann kommt man hinaus nach Deutschland, weder etwas zu essen, noch ein Dach über dem Kopf und auf einmal heißt es, wir sind ungarische Zigeuner [sic]! „Aber die schauen ja gar nicht aus wie die Zigeuner“, haben ein paar gesagt. Man ist so abdegradiert [sic] worden. Daheim ist man fortgejagt worden als Deutscher und dort war man ein ungarischer Zigeuner! Was ist man denn eigentlich? Gar nichts mehr! (Gratz 2000: 33)

Stellvertretend für viele Betroffene geht eine ungarnstämmige Donauschwäbin hier in *in medias res* einer zentralen Thematik. „Was ist man denn eigentlich?“: Fragen nach der persönlicher und/ oder kollektiver Identität – hier angesichts der Degradierung durch Dritte in verzweifelt anmutender Direktheit formuliert – werden im Zuge von (Zwangs-) Migrationsprozessen meist früher als später laut.

Aus psychologischer Perspektive kann es dabei bis hin zu Identitätskrisen kommen, da im Zuge einer dreiphasigen „Migrationskrise“ das Selbstbild der Betroffenen beeinträchtigt wird (Kronsteiner 2009: 329). Während des anfänglichen „Kulturschocks“ müssen die MigrantInnen plötzlich ohne die bislang selbstverständliche Bestätigung ihrer Umwelt auskommen; um ihre erschütterte, infrage gestellte Identität zu verteidigen, flüchten sich viele in eine Idealisierung der „alten Heimat“. In der anschließenden Trauerphase wird die Identität durch langsames Herantasten an das neue Umfeld wieder aufgebaut, bevor – idealerweise – in der abschließenden „Phase der neuen Identität“ eine „Konsolidierung des Ichs [...] mit der neuen Gesellschaft“ erfolgt (ebenda: 330).

Zwangsmigration dürfte sich sowohl auf die Schwere als auch auf die Länge dieser Krise extrem negativ auswirken. Von der „eigenen“ Gesellschaft verfolgt und aus dem „eigenen“ Land vertrieben zu werden, erschüttert Selbst- und Weltbild und wird daher als besonders verletzend und belastend eingestuft (Kronsteiner 2009: 332). Von der Herkunftswie von der Aufnahmegesellschaft abgelehnt, weil der jeweils „anderen“ zugeschrieben zu werden; subjektive Diffamierungen und somit neben dem materiellen auch noch seelisches Leid hinnehmen zu müssen...: Das Gros der ZwangsmigrantInnen sah sich unvermittelt und erstmalig mit all diesen Problembereichen konfrontiert. „We begin to conceptualize matters of identity at the very time in history when they become a problem“ (Erikson 1950, zit. nach Gleason 2006: 194): Unter SozialwissenschaftlerInnen herrscht Konsens darüber, dass Identität ein „Krisenbegriff“ ist, der nur in Ausnahmesituationen – wie z.B. einer Migration – virulent wird (Krist/ Wolfsberger 2009: 164).

Der Identitätsbegriff fand in den 1940er Jahren über die Psychologie Eingang in die ethnologische Forschung, wo er zunächst einem starken Kulturrelativismus entgegenkam. Nach Einflüssen aus der Philosophie der 1970er gelangten EthnologInnen zu der Einsicht, dass Identität „nicht nur persönliche, sondern jedenfalls auch kollektive und kulturelle Identitäten impliziert, und [...] nicht dasselbe anspricht wie die Einheit von Unterschiedlichem“¹⁷ (Gingrich 2005: 34). Mitte der 1990er definierte eine kultur- und sozialanthropologische Enzyklopädie *identity* als Ergebnis von Eigen- und Fremdzuschreibungen, das sowohl ‚sameness‘ als auch ‚difference‘ umfasst (Byron 1997: 292). Gingrichs abschließende Begriffsbestimmung, und Ausgangspunkt für meine weiteren

¹⁷ Letzteres Missverständnis ist m.E. u.a. auf Übersetzungsfehler aus dem Englischen zurückzuführen, wo „identity“ sowohl „Identität“ als auch „Identisch-Sein“ bedeutet.

Überlegungen, lautet: „Identität meint kollektive und persönliche, multiple¹⁸ [...] Subjektivitäten [...], die sowohl ‚Unterschiede zu Anderen‘ wie ‚Dazugehören zu Ähnlichem‘ einschließt“ (ebenda: 40).

Die längste Zeit ihres bisherigen Bestehens operierte die Kultur- und Sozialanthropologie allerdings mit einem territorialen, essentialistischen Kulturkonzept, welches Identitäten als „(natur)gegeben, statisch und unveränderbar“ verstand: „Demzufolge werden Menschen durch ihre Flucht ‚entwurzelt‘ (engl. *uprooted*) – sie verlieren nicht nur ihre ‚Heimat‘, sondern auch ihre Verbindung zu ihrer Geschichte, ihrer ‚Kultur‘ und somit auch ihre ‚Identität‘“ (Tošić et al. 2009: 114; 116). Dieses Denkmuster – das zwar wissenschaftlich längst überholt, medial aber nach wie vor omnipräsent ist – lässt ZwangsmigrantInnen aufgrund mangelnder geographischer Einordnungsmöglichkeiten wie potentielle Drohfaktoren für Nationalstaaten wirken: „Nicht die politischen bzw. militärischen Umstände, die zu ihrer Flucht führten, werden als Problem angesehen, sondern oftmals die Flüchtlinge selbst“, analysieren Tošić et al. (2009: 116) in Anlehnung an Malkki (1997). In Alltagsdiskursen wie auch in rechtspopulistischen Wahlkampagnen offenbaren sich mitunter die Konsequenzen dieses stereotyp-xenophobischen Schubladendenkens, wenn Flüchtlinge ins kriminelle Milieu (Drogenhandel, Fundamentalismus, Ehrenmorde und andere sogenannte „Kulturdelikte“¹⁹) gerückt bzw. pauschal als „integrationsunwillig“ abgestempelt werden. Die Folgen, die die Globalisierung unbestreitbarer Weise auf jede/n Einzelne/n hat, werden dabei meist ignoriert – anders als in der anthropologischen Forschung, wo *detrterritorialization* seit den 1970ern thematisiert und aus Fluchterfahrungen wertvolle Erkenntnisse über Identitätskonstruktionen gewonnen werden können (vgl. ebenda: 116f).

Einzelne MigrantInnen können derweil durch Alltagsrassismus allzu leicht in Erklärungsnotstand geraten und sich veranlasst fühlen, ihren persönlichen Standpunkt den „österreichischen MitbürgerInnen“ klipp und klar darzulegen: „Ich wurde in einem Land geboren, das es nicht mehr gibt, weil es in einem brutalen Krieg auseinandergerissen wurde. [...] Ich bin Österreicher und Serbe. Für mich ist das kein Widerspruch, kein

¹⁸ „Multiple Identitäten meint demnach, dass ein und dieselbe Person [...] eine [...] Anzahl relevanter Identitäten aufweist, etwa solche des Geschlechtes, der beruflichen und ökonomischen Spezialisierung, des Alters [...] usw.“ (Gingrich 2005: 36).

¹⁹ Diese Wortschöpfung von Innenministerin Maria Fekter wurde – nach „Gewinnwarnung“ und „Heimatpartei“ – zum „3. Un-Wort des Jahres 2008“ gewählt (www.oedt.kfunigraz.ac.at/oewort/2009/01_Begr09/WortdesJahres-Pressemitteilung.pdf [20.01.2010]).

Integrationsunwille, sondern mein Leben“, erläuterte der 22-jährige Marko Miloradovic (2010) in einem Leserbrief an die Zeitschrift „Profil“.

Und wenn ich mal wieder der Einzige bin, der sich im Zug ausweisen muss, meine Identität einer Kontrolle unterziehen lassen muss (wie bildhaft), frage ich mich trotzdem: „Was soll ich hier?“ [...] Ich habe das gleiche Recht, die Berge um Innsbruck zu lieben, genauso wie ich weiter über die österreichische Fußballnationalmannschaft motzen werde. Ihr [Bundespräsidentenskandidatin Barbara Rosenkranz „& Co“, *Anm.*] seid nicht jene, die die Heimat gepachtet haben. Die anderen sind auch noch da. Mit dem gleichen Recht nehmen wir uns die Landschaft, den Kafka, die Mentalität und nennen es „unser“ (Miloradovic 2010).

Der „junge Austro-Serbe“ (Lettner 2010: 34) zeigt hier exemplarisch die komplexen Verstrickungen von „Heimat“, (Zwangs-) Migration und (Integrations-) Politik mit persönlicher und kollektiver Identität auf. Sein Statement brachte Miloradovic neben überwältigend positiver Resonanz vonseiten der Leserschaft auch mediale Würdigung in Form der Schlagzeile „Patriot 2.0“ (ebenda) ein. Offenbar war es ihm gelungen, allgemeinverständlich eine Problematik darzulegen, mit der sich Kultur- und SozialanthropologInnen bereits vor Jahrzehnten intensiv befassten: „[...] MigrantInnen und vor allem Angehörige der 2. Generation wurden als zwischen den Stühlen sitzend, nirgends ganz zugehörig und zwischen Herkunfts- und Aufenthaltskultur zerrissen, angesehen“ (Krist/ Wolfsberger 2009: 173). In Alltag und Medien erfreut sich diese „Kulturkonfliktthese“ anscheinend ungebrochener Popularität, während heutige WissenschaftlerInnen einen anderen Zugang propagieren: „Alle Mitglieder einer Gesellschaft – nicht nur MigrantInnen – konstruieren sich ihre Identität(en)“ (ebenda: 167). Identität(en), Zugehörigkeit(en) und Heimat(en) sollten – realistischer Weise und im Sinne der Transnationalismusforschung – allgemein als Konstruktionen angesehen, „Differenz als Normalität“ (Strasser 2003, zit. nach ebenda: 181) akzeptiert werden.

2.1.2 Zugehörigkeit(en)

*Der Drago hat seinen besten Anzug an
Und zwirbelt sich den Schnurrbart
Heute is der Samstagabend dran
Die Woche am Bau war nur hart
Er ist gut drauf, er macht die Wirtsbaustür auf
Und auf einmal wird's ganz still
Und der Drago hört ein leises Murmeln
Was denn der Tschusch da will*

*Der Drago is auf Urlaub dabeim im Kosovo
Trifft die alten Freund und seine Brüder
Sie erzählen, trinken Slivo
Sie tanzen und singen die alten serbischen Lieder
Sie sind gut drauf, da geht die Wirtsbaustür auf
Und auf einmal wird's ganz still
Und man hört den Drago leise murmeln
Was der albanische Hund da will*

*Es brauchen nur drei Menschen z'sammenkommen
Und schon is einer der Tschusch
Der Jud oder der Neger
Auf jeden Fall heißt's für ihn „Kusch“
Da wird drüberg'fahren, was hat der da verloren
Der is der letzte Dreck
Da gibt's nix, der muß weg²⁰*

Das Austropop-Trio STS besingt seit zwanzig Jahren in kritisch-überspitzter Manier die Beobachtung, dass sozial Diskriminierte unter veränderten Rahmenbedingungen häufig zu denjenigen werden, die im Handumdrehen Dritte diskriminieren. „[...] „Zugehörigkeitsarbeit“ findet [...] oft in einem Kontext von Rassismus, Ausgrenzung und Zuschreibungsprozessen statt, in dem MigrantInnen Rassismus und Ausgrenzung erfahren, sich aber auch selbst häufig an Prozessen der Ausgrenzung von Anderen beteiligen“, erkennen auch Wissenschaftler (Krist/ Wolfsberger 2009: 175f). Dieses scheinbar paradoxe Phänomen wurde auch in Zusammenhang mit Zwangsmigrierten des Zweiten Weltkriegs beschrieben.

²⁰ Musik und Text: Schiffkowitz, Verlag: Ed. Scheibmaier. Aus CD „Jeder Tag zählt“ (1990).

So schilderte 1988 ein Schlesier in einem Interview detailliert die Ablehnung, die ihm bei seiner Ankunft in Norddeutschland vor mehr als vierzig Jahren entgegengeschlagen war. „Uns wollte keiner haben. Wir waren ja Deutsche, aber uns wollte keiner haben“²¹, erinnerte er sich an die unangenehme damalige Situation – um direkt anzuschließen: „Und wenn heute die Polen hierherkommen und wollen ein Vierteljahr schwarz arbeiten, dann werden sie mit offenen Armen empfangen“ (Lehmann 1993: 33). Inzwischen selbst zu einem „Einheimischen“ geworden, grenzte der Mann die „neuen Fremden“ aus und reproduzierte somit (bewusst oder unbewusst) jenes Verhalten, das er noch unmittelbar zuvor – in einem anderen, nämlich auf sich selbst bezogenen Kontext – verurteilt hatte.

In dem Maße, in dem die Aufnahmegesellschaft zur „neuen Heimat“ wurde, fühlten sich manche Zwangsmigrierten offenbar veranlasst, neue ethnische Grenzziehungen vorzunehmen: Nach mehr als zwei Jahrzehnten der strikten Differenzierung zwischen „NeubürgerInnen“ und „Alteingesessenen“ (vor „Mischehen“²² wurde beiderseits gewarnt) entspannte sich das Verhältnis im Laufe der 1960er Jahre, als sogenannte GastarbeiterInnen ins Land kamen, die den Zwangsmigrierten ihren „ungeliebten Fremdenstatus“ (Lehmann 1993: 244) abnahmen. Letzteren scheint dieser Prozess in unterschiedlichem Maße bewusst zu sein. „Wir waren ja die Ausländer zu dem Zeitpunkt“²³, merkte Herr Zweig in einem Nebensatz zu seinem beruflichen Werdegang an und implizierte damit, dass er sich Anfang der 1950er Jahre – im Gegensatz zu heute – nicht als Österreicher fühlte.

Die Situation sei „für die Flüchtlinge besser geworden, seit die Ausländer da sind“, präzisierte ein Zwangsmigrierter gegenüber Lehmann (1993: 175). Interessanterweise wählte der Informant hier die Formulierung „die Flüchtlinge“; er distanzierte sich von seiner eigenen Biographie und sprach lieber als „wohlintegriertes Mitglied der Gesellschaft“ (Lehmann 1993: 178), anstatt sich grammatikalisch (in Form eines „uns“) selbst in die Gruppe der „Flüchtlinge“ zu inkludieren.

Frappant ist in diesem Zusammenhang zweierlei: Erstens der Umstand, dass „Deutschtum“ als Inklusions- bzw. Exklusionskriterium operationalisiert wird; „Wir waren ja

²¹ Nahezu wortgleiche Äußerungen sind mir aus meinem Verwandtenkreis wohlbekannt.

²² Politiker und Ärzte reaktivierten in diesem Zusammenhang Termini wie „Blutschande“ (Lehmann 1993: 175). Eine westfälische Bauerntochter gibt an, sie habe vor ihrer Heirat mit einem Zwangsmigrierten ein Ultimatum ihrer Eltern unterschreiben müssen, das u.a. ihren Verzicht auf jegliches Erbe und Kontakt zu den Geschwistern festhielt und somit ihren Verstoß bedeutete (ZDF History, „Kalte Heimat: Vertriebene in Deutschland“, Sendung vom 10.01.2010). – Von fünf meiner sechs InterviewpartnerInnen weiß ich mit Sicherheit, dass ihre EhepartnerInnen ebenfalls Zwangsmigrationshintergrund haben.

²³ Interview mit Hr. Zweig vom 12. Mai 2008. Vgl. Kapitel 5.2.

Deutsche“, argumentiert der zitierte Schlesier – *trotzdem* waren er und seine Familie offenbar nicht willkommen. Die Nazi-Maxime „Heim ins Reich!“ sollte donauschwäbische SiedlerInnen zur Migration nach Deutschland bzw. Österreich animieren, vermochte aber offenbar keine sozialen Realitäten zu beeinflussen – denn weder die Neuankömmlinge noch die Lokalbevölkerung schien diese Länder als „Heimat“ der „Donauschwab“ anzusehen.

Zweitens erstaunt die beachtliche Fähigkeit (bzw. konsequente Weigerung?) mancher ZeitzeugInnen, „unbestreitbare soziale und historische Ähnlichkeiten“ (Lehmann 1993: 176) zwischen ihrer damaligen Situation und jener von heutigen MigrantInnen zu erkennen. Provisorisch in überfüllten Lagern oder anderen Notunterkünften untergebracht; auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt als Konkurrenz wahrgenommen; aufgrund ihrer Kleidung und Sprechweise als „Fremde“ abgestempelt und diskriminiert... zahlreiche Parallelen sind augenfällig²⁴. Erinnerungen daran, dass während der Nachkriegszeit in öffentlichen Verkehrsmitteln die Sitzplätze neben kopftuchtragenden „Flüchtlingsfrauen“ häufig demonstrativ frei blieben²⁵, führten in meinem Verwandtenkreis zwar zu einem Vergleich mit Musliminnen im heutigen Österreich – aber vermutlich zu keiner gesteigerten Empathie für sie. Dass ausgerechnet Zwangsmigrierte, die nach dem Zweiten Weltkrieg selbst unter der mangelnden Solidarität vieler „Alteingesessenen“ litten, heute ihrerseits verhältnismäßig wenig Verständnis für MigrantInnen haben und Gemeinsamkeiten erfolgreich auszublenken scheinen, mutet vorderhand paradox an.

Selbst- und Fremdwahrnehmungen sowie die zahlreichen Gestaltungsmöglichkeiten der Beziehung zwischen „ourselves and others“ sind traditionelle Gegenstände der Kultur- und Sozialanthropologie. Zur wissenschaftlich-theoretischen Interpretation des eben umrissenen Phänomens kann die Disziplin somit einen Beitrag leisten: Baumanns *Grammars of Identity/*

²⁴ GruppenvertreterInnen mögen ins Treffen führen, dass die Situation der Nachkriegsjahre mit der heutigen kaum vergleichbar sei: Während Zwangsmigrierte ihre Herkunftsorte unfreiwillig verlassen und am „Wiederaufbau“ mitgewirkt hätten, würden heutige „Wirtschaftsflüchtlinge“ von der Aussicht auf eine „soziale Hängematte“ im Wohlstandstaat Österreich angelockt. Abgesehen davon, inwiefern die Migrationsursache Relevanz für das weitere Schicksal des/ der Einzelnen besitzen, stellt sich die Frage, welche Konsequenzen sich ergäben hätten, wenn die Zwangsmigrierten nicht relativ zeitnah und unbürokratisch „legalisiert“ – eingebürgert und wirtschaftlich integriert – worden wären. Ferner darf behauptet werden, dass es sich bei jenen Zwangsmigrierten, die ihren Weg vom Nachkriegsösterreich z.B. in die USA fortsetzten, um – heutzutage oft skeptisch beäugten – „Wirtschaftsflüchtlinge“ handelte.

²⁵ Fr. Lindinger wies ebenfalls darauf hin, dass ältere weibliche Zwangsmigrierte aufgrund ihrer auffälligen Röcke und Kopftücher für die Allgemeinheit leicht identifizierbar waren und teilweise trotz gültiger Fahrscheine in öffentlichen Verkehrsmitteln nicht befördert worden.

Alterity (2004) ²⁶ bieten ein „Analysemodell, um verschiedene Möglichkeiten der Identitätsformierung und der Inklusion bzw. Exklusion von Gruppen“ (Krist/ Wolfsberger 2009: 170) zu klassifizieren: *Orientalization* (nach Said 1978), *Segmentation* (nach Evans-Pritchard 1940) und *Encompassment* (nach Dumont 1980).

The Grammar of Orientalization läuft hinaus auf „reverse mirror-imaging“ (Baumann 2004: 19): Eine Gruppe von „Anderen“ wird als kontrastreiches Gegenstück zur Gruppe der „Eigenen“ konstruiert. Dieser Prozess läuft jedoch keineswegs auf „a simple binary opposition of ‚us = good‘ and ‚them = bad‘“ (ebenda: 20) hinaus, sondern erlaubt auch indirekte Selbstkritik: Positive Eigenschaften, die nicht (mehr) ins Selbstbild passen, werden – neben vielen negativen – „den Anderen“ zugeschrieben. Wenn Zwangsmigrierte z.B. Fleiß, Ehrlichkeit und Bescheidenheit als primär „donauschwäbische Tugenden“ deklarieren, „die Serben“ bzw. „die Rumänen“ hingegen als tendenziell arbeitsscheu und verbrecherisch hinstellen, betreiben sie *Orientalization* im ursprünglichsten Sinne. Dass eine Interviewpartnerin die fast schon naive Großzügigkeit von Einheimischen gegenüber zwangsmigrierten „Erinnerungstouristen“ lobte, wohingegen ihr selbst nur „eiserne Sparsamkeit“ eine rasche Etablierung im Nachkriegsösterreich ermöglicht hatte, lässt sich anhand dieses ersten *Grammars* ebenso gut analysieren.

The Grammar of Segmentation sieht wiederholte, kontextabhängige Einteilungen in „wir“ und „ihr“ vor – z.B. „Fans von Sportvereinen, die auf lokaler Ebene gegeneinander stehen, während sie sich bei einem nationalen Bewerb als eine gemeinsame Gruppe gegen eine andere Sie-Gruppe verstehen“ (Krist/ Wolfsberger 2009: 169). Dass die Zwangsmigrierten in Österreich (wie auch in Deutschland) solange „die AusländerInnen“ blieben, bis in den 1960er Jahren „GastarbeiterInnen“ aus Polen, Jugoslawien und der Türkei kamen, und es angesichts dieser „neuen Fremden“ quasi zum „Schulterschluss“ mit der „Stammbevölkerung“ kam, passt in dieses Verhaltensmuster.

Beim *Grammar of Encompassment* wird eine Subgruppe potentiell „Anderer“ – unter bestimmten Auflagen, z.B. Assimilationsdruck – in die Gruppe der „Eigenen“ aufgenommen, während der Großteil der „Anderen“ exkludiert bleibt. Jedenfalls muss es – wie auch bei den beiden anderen *Grammars* – „neben zwei Gruppen auch immer noch eine dritte geben – die

²⁶ „[...] wobei wir die Bezeichnung *Grammars* im Sinne von Baumann als ‚classificatory structures or classificatory schemata‘ auch im deutschen Text verwenden (vgl. Baumann/ Gingrich 2004: IX). *Identity* wird hier im Sinne von Gleichheit (Identisch-Sein) und als Gegensatz zu *Alterity* – Andersartigkeit – verwendet“ (Krist/ Wolfsberger 2009: 168).

immer als die ‚Anderen‘ verbleiben“ (Krist/ Wolfsberger 2009: 169). In der Alltagssprache von STS ausgedrückt: „*Es brauchen nur drei Menschen z’sammenkommen/ Und schon is einer der Tschusch...*“

2.2 Migration, Heimatverlust und Trauma

Die Weltgesundheitsorganisation (*World Health Organization, WHO*) definiert Psychotraumata als „Ereignisse von außergewöhnlich katastrophaler Bedrohung“, die Gefühle tiefer Verzweiflung, großer Angst und Hilflosigkeit auslösen und so eine „dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirken“ (Kronsteiner 2009: 333). Konkrete Beispiele sind u.a. „die Bedrohung des eigenen Lebens [...], die ernsthafte Bedrohung [...] nahestehender Menschen, die Zerstörung des eigenen Heimes bzw. der Gemeinschaft, das Mitansehen-Müssen, wie eine andere Person durch Gewalt verletzt wird oder stirbt“ (ebenda). In der Folge kann sich eine Posttraumatische Belastungsstörung – gekennzeichnet durch Albträume, Flashbacks, Angstzustände und/ oder Schlafstörungen – entwickeln, die eine „völlig normale Reaktion auf völlig abnormale Erlebnisse“ (ebenda: 335) darstellt.

Kronsteiner (2009: 334) unterscheidet Primäröpfung (unmittelbar Betroffene), Sekundäröpfung (z.B. AugenzeugInnen) und Tertiäröpfung (z.B. TherapeutInnen und Angehörige des Primäröpfungers). In Kombination mit der Tatsache, dass Krieg die häufigste Trauma-Ursache ist (ebenda: 2009: 336), führt diese Betrachtungsweise zur Erkenntnis, dass sämtliche meiner InterviewpartnerInnen infolge biografischer Erfahrungen – Zweiter Weltkrieg, Zwangsmigration bzw. Verlust der „Heimat“ – mehr oder minder starke Traumata davontrugen, wobei meines Wissens niemand je professionelle Hilfe in Anspruch nahm. In den lebensgeschichtlichen Erzählungen räumten die ZeitzeugInnen diesen Erfahrungen unterschiedlich viel Platz ein²⁷. „Das Trauma tendiert zur Wiederholung; dies ist der Versuch der Seele, durch ständige Wiederholung endlich das Unlösbare zu lösen“ (ebenda: 333), wissen PsychotherapeutInnen²⁸. Viele Zwangsmigrierte des Zweiten Weltkriegs scheinen dieses Ziel seit Jahrzehnten durch Erzählen *ad infinitum* zu verfolgen, was ihre – teils interessierten, teils entnervten – Kinder und Enkelkinder bestätigen können. Ebenso scheint Hr. Dr. Wildmanns intensive Forschungs-, Vortrags- und Publikationstätigkeit zur eigenen

²⁷ Siehe Kapitel 5.4.1.

²⁸ Interessanterweise wiederholte Hr. Zweig im Rahmen einer späteren Begegnung eine Anekdote, die ihn bereits während des lebensgeschichtlichen Interviews zu Tränen gerührt hatte.

Zwangsmigration einen Versuch darzustellen, dieses Schicksal durch wissenschaftliche Auseinandersetzung rational bewältigbar zu machen und seinen tieferen Sinn zu entdecken.

„Frau Gratz, jetzt sind wir Feinde!“ – „Ja, wiesou [sic]?“ (Gratz 2000: 16): Die Unvermitteltheit, mit der im Laufe des Zweiten Weltkriegs aus guten Freunden und Bekannten plötzlich „Feinde“ wurden, sprengte die Vorstellungskraft der meisten Erwachsenen. Kinder und Jugendliche müssen diese überraschenden Entwicklungen besonders verunsichert und in ihrem Urvertrauen nachhaltig erschüttert haben. Wie bereits erwähnt, trägt der „Umstand, von der ‚eigenen‘ Gesellschaft verfolgt und aus dem ‚eigenen‘ Land vertrieben worden zu sein“ (Kronsteiner 2009: 332) zur „besonderen Härte“ einer Zwangsmigration bei und untergräbt das Selbstwertgefühl der Betroffenen.

Der „Entwertungsprozess“, dem eine Migration oft gleichkommt, wird am (vorläufigen) Zielort fortgesetzt, wenn Gefühle der sozialen Isolation, Hilflosigkeit und Unerwünschtheit einsetzen (ebenda: 331). „Nichtsmehrbesitzen, Nirgendwohingehören, Nichtsgelten, Nichtbescheidwissen“ (Pfeil 1948, zit. nach Kossert 2008: 311) war charakteristisch für die Situation vieler, aus ihrem gewohnten Umfeld gerissenen Zwangsmigrierter.

Die Verarbeitung traumatischer Erfahrungen wird erheblich erschwert, wenn „die Traumaursachen kollektiv geleugnet, heruntergespielt oder sogar die Opfer zu Tätern gemacht werden“ (Kronsteiner 2009: 335). So beanstandete eine Interviewpartnerin, dass die Verantwortung für den Heimatverlust häufig den Zwangsmigrierten selbst zugewiesen werde: „In der Öffentlichkeit [...] heißt es dann, ‚Ihr seid selber schuld!‘ Sozusagen, ihr wart eh lauter Nazis“²⁹. Schuldzuweisungen (ob berechtigt oder unberechtigt³⁰) werden von traumatisierten Menschen häufig als „secondary victimization“ (Campbell/ Raja 1999) – in diesem Fall als „zweite Vertreibung“ – empfunden: „Man hat uns aus der Heimat vertrieben, aber wir lassen uns nicht aus der Geschichte vertreiben“³¹, lautet die Devise jener Betroffenen, die sich für eine stärkere Verankerung der Geschehnisse im öffentlichen Bewusstsein engagieren.

²⁹ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

³⁰ Als Sozialwissenschaftlerin liegt es mir fern, auf die komplexe Täter/Opfer-Problematik bzw. Kollektivschuldfrage des Zweiten Weltkriegs einzugehen: „Welche politischen Hintergründe dieses Geschehen auch immer gehabt hat, für die betroffenen Menschen war es ein uneinsehbares, ungerechtfertigtes Geschick: denn sie waren subjektiv immer als einzelne betroffen, nicht als Vertreter eines Volkes, nicht als Vertreter eines politischen Systems“ (Greverus 1972: 202). Im hiesigen Kontext ist relevant, dass meine InterviewpartnerInnen im Rahmen ihrer Lebensgeschichten traumatisierende Erlebnisse thematisierten.

³¹ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

Im Österreich und Deutschland der späten 1940er bzw. frühen 1950er Jahre wurde die Hoffnung, bei den Einheimischen auf offene Ohren oder Mitgefühl zu stoßen, meist enttäuscht: „Das Heimweh durfte, sollte nicht gezeigt werden in der integrationsfeindlichen Lebenssituation der Nachkriegszeit“ (Kossert 2008: 327). Folglich rutschte „Heimat“ für die erste Generation „immer tiefer in die Erinnerung, wurde zum undurchdringlichen, unerreichbar fernen Mythologem“ (Schoeller 2005, zit. nach Kossert 2008: 301), während die zweite Generation oft den Eindruck bekam, es handle sich dabei um eine „Fata Morgana aus elterlichen Kindheitserinnerungen“ (ebenda 2008: 326).

In PsychologInnenkreisen gilt als konsensfähig, dass der Verlust von „Heimat“ – ähnlich wie der Verlust eines nahestehenden Menschen – Trauer auslösen kann (Hülshoff 2006: 90). Für Kossert (2008: 331) kommt die Trennung von der „Heimat“ der Abspaltung eines Persönlichkeitsteils gleich; diese verlaufe dann traumatisch, wenn sie unfreiwillig und ohne Rückkehrmöglichkeit erfolgt. Viele Zwangsmigrierte versuchten, durch Erzählen Erinnerungen lebendig zu halten, und übertrugen – teils mit, teils ohne Intention – in einem „transgenerationalen Transfer“ (Kossert 2008: 330; vgl. Kronsteiner 2009: 336) ihre unverarbeiteten Traumata auf die Kinder. Manche wurden sogar im Traum von der Schreckensfantasie verfolgt, selbst auf die Flucht gehen zu müssen (vgl. Lehmann 1993: 90). Die Journalistin Petra Reski stellte als Heranwachsende mit Missbehagen fest, dass ihre schlesische Mutter nie „Heimat“, sondern immer nur „bei uns zu Hause“ sagte:

Das machte mich jedes Mal etwas betroffen, denn sie meinte damit ja nicht das Zuhause, das sie mit mir teilte [...] Es schmerzte mich, dass meine Mutter kein Zuhause mehr hatte [...] Die HEIMAT war für mich eine heikle Angelegenheit, etwas, das man besingen und beweinen musste, und ich war froh, dass ich mit so etwas nicht geschlagen war. Ich nahm mir vor, mich in meinem Leben auf gar keinen Fall mit einer HEIMAT zu belasten. [...] Ich wollte überall leben können. Und nie Heimweh haben (Reski zit. nach Kossert 2008: 330).

Die förmlich greifbare Trauer der Eltern um eine verlorene und unersetzliche „Heimat“ wurde für viele zu einer prägenden Kindheitserfahrung; Gefühle von „Fremdheit und Wurzellosigkeit“ (Kossert 2008: 330) waren häufige Folgen. Unter diesen Voraussetzungen mag es manchen als das kleinere Übel erschienen sein, von vornherein auf „Heimat“ zu verzichten, um die schmerzhafteste Verlusterfahrung der Eltern keinesfalls wiederholen zu müssen. Die psychotherapeutische Praxis bestätigt: Nicht bewältigte Migrationskrisen können bis in die 4. Generation nachwirken (Kronsteiner 2009: 336) und

werden somit für die betroffenen Familien tatsächlich zu einer „Flucht, die niemals endet“ (Kossert 2008: 323).

2.3 „Heimat“: Zur Geschichte eines problematischen Begriffs

*Heimat. Es gibt kein Wort, das mich zerreißt wie dieses.
Seit ich erwachsen bin, überschattet ein Mißtrauen,
das sich zuweilen zu schierer Angst steigert,
den reinsten Glückszustand, der mir beschieden sein kann.*
Margarete Hannsmann³²

„Solange mich niemand danach fragt, ist es mir, als wüßte ich es; fragt man mich aber und soll ich es erklären, dann weiß ich es nicht mehr“: Dieselbe Schwierigkeit, die Augustinus beim Versuch einer Definition von „Zeit“ beklagte, stellt sich in Zusammenhang mit „Heimat“ (Bausinger 1984: 11). Wie kaum ein anderer Begriff der deutschen Sprache ist dieses kurze, scheinbar simple Wort behaftet mit einer Vielzahl höchst unterschiedlicher Assoziationen, persönlicher Emotionen sowie historisch-politischer Hypothesen.

Der Heimatbegriff wird gerne als unübersetzbare „Spezialvokabel“ der deutschen Sprache deklariert. Ein exklusiv „deutsches Thema“ – wie der Titel einer Publikation Krockows (1989) suggeriert – ist „Heimat“ dennoch nicht: Während einige slawische Sprachen über exakte Entsprechungen verfügen, gestaltet sich eine Übersetzung ins Englische tatsächlich schwierig. „Heimat: A Critical Theory of the German Idea of Homeland“, bleibt der Originalbegriff im Titel einer US-amerikanischen Publikation erhalten, die jedoch zahlreiche kontextabhängige Äquivalente – von „home“ oder „fatherland“ über „nation“ und „birthplace“ bis hin zu „paradise“ (Blickle 2002: 4) – anbietet. Zusätzlich macht die politische Instrumentalisierung, der der schwammige Begriff in Vergangenheit und Gegenwart ausgesetzt war bzw. ist, zu schaffen: Wer sich wissenschaftlich mit „Heimat“ auseinandersetzt, läuft schnell Gefahr, in die Nähe der „Ewiggestrigen“ gerückt zu werden und sich in einem Erklärungsnotstand wiederzufinden³³. Ohnehin erscheint die Beschäftigung mit „Heimat“ zu Beginn des 21.

³² Zit. nach Krockow 1989: 127.

³³ Im Titel wissenschaftlicher Publikationen wird „Heimat“ vielfach vermieden und z.B. durch „symbolische Ortsbezogenheit“ (Treinen 1965) oder „Territorialität“ (Greverus 1972: 17) ersetzt; das „anrühige Wort“ (Lehmann 1993: 87) wird in einen Titelzusatz verbannt, wo es offenbar doch explizit verwendet werden muss, um Klarheit zu schaffen. Ich meine mit Lehmann, dass es „eigentlich sekundär

Jahrhunderts – einem vielgerühmten „Zeitalter der Globalisierung“ – anachronistisch: Dem gesellschaftlichen Ideal und dem modernen Arbeitsmarkt entsprechen mobile KosmopolitInnen viel eher als ortsgebundene „Heimatismenschen“³⁴.

Nichtsdestotrotz spielt der Begriff im Zusammenhang mit ZwangsmigrantInnen des Zweiten Weltkriegs eine zentrale Rolle. Dies wird bereits in ihrer Eigenidentifizierung als „Heimatvertriebene“ sowie den Bezeichnungen „alte“ und „neue Heimat“ – die die Betroffenen wie selbstverständlich für ihre Geburtsorte bzw. jetzigen Wohnorte verwenden – offensichtlich. Viele einschlägige Organisationen werden als „Heimatvereine“ geführt, betreiben museumsähnliche „Heimattuben“, publizieren regelmäßig ein „Heimatblatt“ oder verschicken sogenannte „Heimattbriefe“³⁵ an ihre Mitglieder.

Erstaunlicherweise sind die beschriebenen Probleme bezüglich des Heimatbegriffs verhältnismäßig rezenten Ursprungs. Ursprünglich wurde im christlichen Kontext von „Heimat“ als postmortaler Verheißung gesprochen: Nach temporärem Aufenthalt im irdischen „Jammertal“ würde der himmlische Vater Gläubige zu sich „nach Hause“ ins Jenseits rufen. „Die Heimat der Seele ist droben im Licht“, versichert ein altes Beerdigungslied (Trübner zit. nach Bastian 1995: 159).

Parallel dazu existierte eine zweite, konkrete Vorstellung: Im Althochdeutschen war „heimuot“ nichts anderes als ein nüchternes Synonym für Haus und Hof³⁶ (Bastian 1995: 20f.). Jahrhundertlang galt: „Der, der [...] einen Besitz hat, hat eine Heimat“ (Girtler 2008). Wer besitz- und folglich heimatlos war, konnte sich zumindest auf das „Heimatrecht“ berufen, welches zu häuslicher Niederlassung, Gewerbeausübung und finanzieller Notstandshilfe berechnete (Bausinger 1984: 13).

Dass diese historischen Rechte allesamt auf eine bestimmte Gemeinde bezogen waren, führt den hohen Stellenwert von Ortsgebundenheit in der damaligen mitteleuropäischen Gesellschaft vor Augen. Auswanderwillige mussten vor der Abreise ihren offiziellen Verzicht auf diese Ansprüche dokumentieren, welcher generationenübergreifende Verbindlichkeit besaß. Bezeichnenderweise leitet sich „Fremde“ – als traditionelles Antonym zu „Heimat“ –

sein [kann], welchem Ausdruck der Vorzug gegeben wird“, und versuche, auf derartige Wortkosmetik zu verzichten.

³⁴ Den Begriff „Heimatismensch“ bezeichnen Bausinger et al. (1959: 156) als „künstliche Neubildung“.

³⁵ z.B. die gut 100-seitigen „Filipowaer Heimattbriefe: Mitteilungen an Filipowaer in aller Welt“, die seit 1961 ca. halbjährlich erscheinen (vgl. Wildmann 2009d: 3).

³⁶ Im Oberösterreichischen wird „Hoamatl“ bis heute in diesem Sinn verwendet (Girtler 2008).

vom selben althochdeutschen Wortstamm ab wie „Elend“ (*ellende*): „Jenseits der Heimat lag das Elend“ (Romberg 2005: 108).

Wer seinen Geburtsort trotzdem verließ, riskierte viel: Heimweh wurde bis ins 19. Jahrhundert als Ursache für Geisteskrankheiten und andere, potentiell tödliche Beschwerden angesehen. Ein Schweizer Söldner sei „gestorben von heimwe“ [sic], wurde 1569 dem Luzerner Rat gemeldet; um einer Ausbreitung der sogenannten „Schweizerkrankheit“ in der Armee entgegenzuwirken, wurde das Singen bestimmter eidgenössischer Lieder angeblich bei Todesstrafe verboten (Romberg 2005: 107f). 1732 führte ein Arzt Heimweh auf veränderten Luftdruck zurück, und empfahl Betroffenen daraufhin das Besteigen von Türmen als Therapie (ebenda: 108). Ob Heimweh lediglich als Gemütsverstimmung angesehen werden oder tatsächlich pathologische Züge annehmen kann, ist bis heute umstritten; moderne psychologische Publikationen sprechen von einem „Syndrom“, das es zu „bewältigen“ gilt (Fisher 1991).

Das ortsgebundene Verständnis von „Heimat“ begann sich zu wandeln, als die Industrialisierung vonseiten der Bevölkerung ein immer höheres Maß an Mobilität erforderte (Bausinger 1984: 13). (Geburts-) Haus und Hof hatten als Lebensmittelpunkte weitgehend ausgedient, aber „Heimat sollten trotzdem alle haben“ (ebenda: 16); folglich wurde der Begriff auf die gesamte Nation ausgedehnt, die Gleichsetzung von „Heimat“ mit dem politischeren „Vaterland“ eingeleitet³⁷. Als Reaktion auf den wirtschaftlichen Fortschritt entstand parallel dazu das bürgerliche Heimatbild mit seiner Betonung unberührt-pittoresker Natur – „Heimat als ausgeglichene, schöne Spazierwelt“ (ebenda: 14). So wie der Industrialisierung Umweltschutz sollte dem gesellschaftlichen Wandel Tradition entgegengesetzt werden; dementsprechend wurde der Heimatbegriff im Laufe des 19. Jahrhunderts immer stärker mit ländlicher Lebensart und Dorfgemeinschaft assoziiert. Es kam zu einer Hochkonjunktur des Wortes „Heimat“ und einer einseitigen Orientierung an der Vergangenheit; man verfolgte das Ziel, stereotype kulturelle Einzelemente wie z.B. alte Trachten gezielt zu bewahren (ebenda: 18).

Der NSDAP war es folglich ein Leichtes, den Heimatbegriff „mitsamt seiner rückwärtsgewandten Volkstum-Romantik von den organisierten Heimatschützern zu

³⁷ Wobei Blickle (2002: 3; 81ff) anmerkt, dass „Heimat“ – nicht nur grammatikalisch – als „weiblich“ gedacht wird, während in politischen Zusammenhängen der männlich konnotierte Begriff „Vaterland“ vorgezogen wird. Mit ebendieser „Komplementarität“ spielt der Liedermacher Funny van Dannen in einem komisch-kritischen Songtext: „Ach Mutti, Mutti, Mutti/ Was heißt Vaterland?“

übernehmen“ und für ihre Zwecke zu instrumentalisieren (Romberg 2005: 114). Unverkennbar wirkt dies bis heute auf den österreichischen Umgang mit dem Heimatbegriff im politischen wie alltäglichen Leben nach.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte „Heimat“ eine vorhersehbare Renaissance: Die Bevölkerung wurde in kleinere Einheiten – zunächst Besatzungszonen, später Bundesländer – eingebunden und durch die Konfrontation mit zahlreichen ZwangsmigrantInnen zu einer Rückbesinnung angeregt (Bausinger 1984: 21). Damals wie heute scheint „Heimat“ nur in Ausnahmesituationen reflektiert und geschätzt zu werden. „Man muß Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben“, formulierte treffend der jüdische Schriftsteller Jean Améry (1988: 64) im Exil. Die (rein rhetorische) Frage „Wieviel Heimat braucht der Mensch?“ beantwortet er mit den Worten: „[...] mehr jedenfalls, als eine Welt von Beheimateten, deren ganzer Stolz ein kosmopolitischer Ferienspaß ist, sich träumen läßt“ (ebenda: 80).

In den 1970er Jahren gewann die Auffassung an Popularität, dass nicht nur die Zwangsmigrierten von „Heimatverlust“ betroffen waren, sondern all jene, denen die zunehmende Umweltzerstörung ihre bislang vertraute Umgebung fremd erscheinen ließ: „Die gewaltsame Veränderung der Landschaft [...] [hat] uns alle ein Stück weit zu ‚Heimatvertriebenen‘ werden lassen“ (Lehmann 1993: 147). Folglich stand die „neue Heimatwelle“ im Zeichen des Naturschutzes. Das ehemalige „Freizeit- und Kompensationsphänomen“ (Bausinger 1984: 22) „Heimat“ wurde nunmehr als unmittelbare Umgebung des Einzelnen gedacht, die es im Alltag durch aktives Engagement zu retten, zu schützen und zu gestalten galt: „Heimat ist nicht mehr Gegenstand passiven Gefühls, sondern Medium und Ziel praktischer Auseinandersetzung“, skizzierte Bausinger (1984: 23) als Kulturwissenschaftler das „neue, aktive Heimatverständnis“.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass „Heimat“ seit über zweihundert Jahren ein „schöner, immer wieder veraltender, immer wieder erneuerbarer“ (Lehmann 1993: 88) Begriff ist. Bereits 1793 pries ihn Karl Philipp Moritz als eine „Zierde und Schönheit unserer Sprache“ (ebenda), während Roland Girtler 2008 in einem Interview „Heimat“ als „ein missbrauchtes Wort, ein Machtsymbol“ bezeichnete. Im selben Jahr kreierte die wahlkämpfende FPÖ die Eigenbezeichnung „Heimatspartei“, welche prompt zum zweitschlimmsten „Un-Wort des Jahres“ gewählt wurde³⁸. Bereits 2001 hatte der damalige

³⁸ Die Jury kritisierte in der Begründung ihres Wahlergebnisses die „Monopolisierung des Begriffs ‚Heimat‘ durch eine bestimmte politische Gruppierung und den Ausschluss aller anderen Auffassungen

SPÖ-Kultursprecher Josef Cap davor gewarnt, den Heimatbegriff dem rechten politischen Spektrum zu überlassen (APA-OTS 2001). Massenmedien, Tourismus und Kulturindustrie verfolgen eine Kommerzialisierung von „Heimat“ (etwa in Form kitschiger „Heimatfilme“ und –romane) und bedienen damit die Sehnsucht der KonsumentInnen nach einer heilen Welt (Bausinger 1984: 20). Nichtsdestotrotz scheint die österreichische Bevölkerung damit überwiegend Positives zu assoziieren: Bei repräsentativen Umfragen zum Sympathiewert verschiedener Begriffe belegt „Heimat“ regelmäßig einen der Spitzenplätze (vgl. z.B. IMAS 2003).

von Heimat“ (www_oedt.kfunigraz.ac.at/oewort/2009/01_Begr09/WortdesJahres-Pressemitteilung.pdf [20.01.2010]). Die FPÖ begibt sich bis dato unbeirrt in diversen Wahlkämpfen mit dem „Heimat“-Argument auf Stimmenfang.

3 Methode

Ich meine mit Max Weber, dass der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnenem Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe. Ihre Untersuchung ist daher keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht (Geertz 1997: 9).

Verstehen und Deuten sehen viele ForscherInnen als Hauptauftrag der Kultur- und Sozialanthropologie: „Ich bin Ethnologe. Deshalb geht es mir um Entwicklungen und Wirkungen von Erinnerungen, Wünschen, Abneigungen in der alltäglichen Lebenswelt“ (Lehmann 1993: 10). Die Analyse persönlicher Meinungen und Gefühle – die tendenziell nicht quantitative, sondern qualitative Methoden erfordert – zählt somit zu den deklarierten Kernkompetenzen von Kultur- und SozialanthropologInnen.

Die Massenmedien operationalisieren naturgemäß gänzlich andere Repräsentationsmechanismen. Einzelschicksalsreportagen sind – zumindest in der Flüchtlingsberichterstattung – selten; viel eher werden die Betroffenen als homogene, meist problematische, manchmal gar bedrohliche Masse dargestellt (Tošić et al. 2009: 118). Bezeichnungen wie „Flüchtlingswellen“ oder „-ströme“ rücken die Geschehnisse sprachlich in die Nähe von Naturkatastrophen; für die persönlichen Geschichten der dahinterstehenden Menschen bleibt meist kein Platz (ebenda).

Zu diesen Tendenzen möchte ich mit meinem methodischen Vorgehen in der vorliegenden Arbeit einen Kontrapunkt setzen. Statt der historischen Meta-Ebene soll jeweils ein individueller Mikro-Kosmos beleuchtet werden, um auf diese Weise der anonymen „Flüchtlingsmasse“ der 1940er-Jahre exemplarische Namen und Gesichter zu verleihen. Dass wissenschaftliche Arbeiten, die auf Fallstudien aufbauen, Repräsentativität weder anstreben noch bieten können, erscheint in diesem Zusammenhang weniger als Nachteil denn als simple methodeninhärente Gegebenheit. Wiederum im Gegensatz zu den Medien, die vorrangig prominenten Zwangsmigrierten eine Plattform bieten³⁹, gilt mein Interesse sogenannten „Alltagsmenschen“, die bescheideneren Milieus entstammen.

³⁹ Die ZDF-History Sendung „Kalte Heimat: Vertriebene in Deutschland“ (ausgestrahlt am 10.01.2010) ließ u.a. Hellmuth Karasek, Wolfgang Thierse und Alfred Biolek zu Wort kommen.

Einblicke in individuelle Lebenserinnerungen zu erhalten, setzt von ForscherInnenseite die Bereitschaft voraus, sich auf persönliche Perspektiven und Meinungen einzulassen, die nicht notwendigerweise den eigenen entsprechen⁴⁰. „Wer persönliche Aussagen zur Quelle nutzen will, muß zunächst einmal akzeptieren, daß das, was die Leute reden, bei ihm nicht immer Zustimmung findet“ (Lehmann 1993: 12). Schon alleine aufgrund der verschiedenen biografischen Horizonte – meine Gegenüber, vier Männer und zwei Frauen, waren zum Interviewzeitpunkt zwischen 74 und 90 Jahren alt – ergeben sich zwangsläufige Differenzen. Daher ist es mir ein Anliegen, im Vorfeld ausdrücklich klarzustellen, dass die im Folgenden wiedergegebenen Ansichten meiner GesprächspartnerInnen keinerlei Rückschlüsse auf meine persönlichen zulassen. Außerdem erhebe ich – dem modernen sozialwissenschaftlichen Selbstverständnis entsprechend – nicht den Anspruch, soziale Realitäten zu repräsentieren, sondern lediglich deren Konstruktion aus verschiedenen persönlichen Blickwinkeln. In anderen Worten: Wenn in wiedergegebenen Gesprächsausügen z.B. Rassismus gegenüber Ex-JugoslawInnen anklingt, so lässt dies nicht unbedingt Rückschlüsse auf die genannte Personengruppe, sehr wohl aber auf den/ die UrheberIn des Zitats zu.

Obwohl die Methode des lebensgeschichtlichen Interviews (vgl. Kapitel 3.2) ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen in den/ die InterviewpartnerIn fordert, steht die Wahrung wissenschaftlicher Distanz stets an oberster Stelle. „It is possible to understand without liking“ (Eriksen 2001: 312), lautet ein Grundsatz anthropologischen Arbeitens; „it is possible to understand without *agreeing*“, möchte ich in Anlehnung daran festhalten.

3.1 *At Home in the Field*⁴¹: Chancen und Probleme

Meine Bereitschaft zu lebensgeschichtlicher Forschung innerhalb der eigenen Gesellschaft (bzw. ursprünglich sogar innerhalb der eigenen Familie) ergab sich nach einer kritischen Reflexion meiner bisherigen Feldforschungserfahrungen. So hatte ich mich mit einer Kollegin für ein Feldforschungspraktikum in Guatemala 2006 auf den Themenkomplex „Heirat und Ehe“ festgelegt. Voller Vorfreude, ein unserer Ansicht nach „zentrales Phänomen im Leben guatemalteckischer Frauen“ zu erforschen, begannen wir vor Ort mit Interviews – und hatten

⁴⁰ Einer „Extremssituation“ im Sinne von Feldforschung „among people with whom one does not sympathise“ setzte sich Wittgenstein-Preisträger Gingrich (2006: 30) aus, als er im Rahmen seiner Neonationalismus-Forschungen Stammtischgesprächen beiwohnte.

⁴¹ Vgl. Altorki (1988).

mit zahlreichen Problemen zu kämpfen: Die Einheimischen begegneten unserem Forschungsinteresse mit Skepsis und gaben oft nur einsilbige Antworten; meine Kollegin und mich wiederum beschlich das unangenehme Gefühl, Privatsphären zu verletzen, und anstatt tatsächlicher Alltagsrealitäten häufig den Idealzustand beschrieben zu bekommen. Retrospektiv kann ich die fehlende Bereitschaft der Frauen, offen über derart private Themen zu sprechen, gut nachvollziehen; schließlich mangelte es an einer Vertrauensbasis. Als sich diese nach ca. zwei Wochen langsam zu entwickeln begann, stand unser Abreisetag bereits unmittelbar bevor.

Eriksen (2001: 24) merkt zudem an, dass sich EthnologInnen im Feld oft unverhofft in einer Rolle zwischen „Experten“ und „Clowns“ wiederfinden: Einerseits wird dem ausländischen, akademisch gebildeten Gast mit großem Respekt begegnet, andererseits fällt dieser durch unvollkommene Sprachkenntnisse auf und stellt bizarre, bisweilen auch taktlose Fragen.

All diese Problematiken hoffte ich im Rahmen von *anthropology at home* vermeiden zu können: Sprachliche Schwierigkeiten sind hier von vornherein ausgeschlossen, fundierte Kenntnisse der sozio-kulturellen Normen auf beiden Seiten selbstverständlich. Eine solide Vertrauensbasis als Voraussetzung für aufschlussreiche Gespräche war innerfamiliär ohnehin vorhanden und ließ sich bei den übrigen InterviewpartnerInnen schnell herstellen, da meine Identifizierung als Nachfahrin von Zwangsmigrierten quasi zur Legitimation meines Forschungsinteresses diente. Bezüglich der Gesprächsbereitschaft meiner Kontaktpersonen war ich ebenfalls unbesorgt: Nicht nur, weil sie sich aus freien Stücken zur Mitarbeit gemeldet hatten, sondern auch aufgrund meines Erfahrungswerts, dass viele ältere Menschen im Alltag zwar wenig Ansprache haben, ihre Lebensgeschichten aber prinzipiell gerne mit Angehörigen jüngerer Generationen teilen würden: „Some people are ready to tell their life story at the slightest hint of another’s interest“ (Atkinson 1998: 25). Generell meine ich, dass Interesse am Leben älterer Gesellschaftsmitglieder (bzw. der eigenen Vorfahren) durchwegs positiv bewertet wird, und entsprechende Erzählaufforderungen oft sogar freudig wahrgenommen werden.

Wie die ägyptische Anthropologin Altorki jedoch feststellen musste, geht mit nahezu jedem Vorteil eines Arbeitens als „indigenous anthropologist“ auch ein Nachteil einher. Mit manchen der von ihr beschriebenen Probleme sah ich mich aufgrund meiner anders gelagerten Forschungsfrage und persönlichen Situation gar nicht erst konfrontiert; teilweise ergaben sich jedoch auch sehr ähnliche Erfahrungen. So kann die gemeinsame kulturelle

Ausgangsbasis, die man als ForscherIn zu eigenen Gunsten nutzen wollte, auch zum Verhängnis werden: „My informants presumed that I knew my own culture, and for a long time they [...] failed to appreciate that I truly did not know what I had asked them to explain“, klagt Altorki (1988: 59). Gleichmaßen setzten manche InterviewpartnerInnen meinerseits ein bestimmtes Maß an Vorwissen – insbesondere bezüglich geographischen Gegebenheiten – voraus, denen ich jedoch anfangs nicht immer gerecht werden konnte. Als Beispiel sei hier ein typischer Wortwechsel wiedergegeben, wie er sich in meinem Verwandtenkreis ergab:

- Großvater:* Also, ich meine jetzt, dass wir dort angesiedelt worden sind vor 250 Jahren, das ist nicht... [relevant, *Anm.*]?
- Enkel:* Ja, wo war das?
- Großvater:* Naja, unsere Vorfahren, die sind um 1750 aus Deutschland dort angesiedelt worden.
- Enkel:* Wo?
- Großvater:* Na, wo wir jetzt waren! Von Deutschland, also...
- Enkel:* Aha, ja.

Trotz zweimaligem Nachfragen erhielt der – offensichtlich interessierte – Enkel in dieser Situation nicht die gewünschte Antwort, die beispielsweise „in *Stadt X*“ oder allgemeiner „im heutigen Kroatien (Serbien/ Rumänien/...)“ hätte lauten können. Stattdessen werden hier auffällig oft die Adverbien „dort“ und „jetzt“ bzw. das Personalpronomen „wir“ wiederholt; welche Gegend, welcher Zeitabschnitt und welche Personen jeweils konkret gemeint sind, bleibt undefiniert – vermutlich deshalb, weil diese Informationen als bereits bekannt vorausgesetzt werden; schließlich waren die früheren Erlebnisse des Großvaters in Fragmenten bereits unzählige Male Gesprächsthema. Derartigen Problemen begegnete ich mit intensiver Vor- bzw. Nachbereitung der einzelnen Interviews, die sich neben der einschlägigen Fachliteratur auch auf relevante „nicht-akademische“ Lektüre (wie z.B. „Heimatbücher“) stützte.

3.2 *The Life Story Interview*: Theorie und Praxis des lebensgeschichtlichen Interviews

Beim lebensgeschichtlichen Interview (*Life Story Interview*) nach Atkinson (1998) handelt es sich um eine Sonderform des narrativen Interviews und somit um eine qualitative Forschungsmethode. Seine Zielsetzung ist es, die Lebenserinnerungen eines Individuums in ihrer Gesamtheit zu erfassen; Inhalt, Perspektive und Stil sind dabei weitestgehend von dem/der ErzählerIn abhängig.

A life story is the story a person chooses to tell about the life he or she has lived, told as completely and honestly as possible, what is remembered of it, and what the teller wants others to know of it, usually as a result of a guided interview by another (Atkinson 1998: 8).

Das lebensgeschichtliche Interview ist interdisziplinär nutzbar und findet – neben anthropologischen – z.B. auch in geschichtswissenschaftlichen, soziologischen und psychologischen Kontexten Anwendung. Dem unkomplizierten Anschein zum Trotz handelt es sich dabei um eine anspruchsvolle Interviewtechnik, die ein Abweichen von der konventionellen Hierarchie „Forscher – Beforschter“ fordert; beide müssen die Bereitschaft mitbringen, sich auf die Herausforderung „lebensgeschichtliches Interview“ – einen kaum vorhersagbaren, eigendynamischen Prozess – einzulassen. Auf ErzählerInnenseite bedeutet dies die Aufgeschlossenheit, neben Erinnerungen auch persönliche Gedanken und Gefühle mitzuteilen; auf InterviewerInnenseite, die Kontrolle über die Interviewsituation so weit als möglich abzugeben, aber gleichzeitig so weit als nötig zu behalten – was auf eine Gradwanderung zwischen Zurückhaltung und Präsenz hinausläuft. Gute lebensgeschichtliche InterviewerInnen zeichnet aktives, konzentriertes Zuhören aus, kombiniert mit der Fähigkeit, ihr Gegenüber – durch die richtigen Fragen zum richtigen Zeitpunkt – unaufdringlich durch seine selbstbestimmte lebensgeschichtliche Erzählung zu geleiten⁴². Insofern sind beide als selbstreflexive Gesamtpersönlichkeiten gefordert. Das Endprodukt – idealerweise eine persönliche, ehrliche und kohärente lebensgeschichtliche Erzählung – stellt somit das Ergebnis einer sensiblen Kooperation auf Augenhöhe dar.

⁴² M.E. ist die Rolle der lebensgeschichtlichen Interviewerin mit der einer Co-Pilotin vergleichbar, die zwar nicht das Steuer in der Hand hält, sich aber trotzdem nicht passiv zurücklehnen kann, da sie für die Einhaltung des richtigen Kurses verantwortlich ist.

Wie bereits in der obigen Definition anklingt, ist das menschliche Erinnerungsvermögen unvollkommen, und die ErzählerInnen können – als soziokulturelle Wesen – bewusst im Spannungsfeld „Erzählen vs. Schweigen“ agieren⁴³. Lebensgeschichtliches Erzählen erfolgt stets retrospektiv vom gegenwärtigen Standpunkt aus, d.h. es besteht keine Deckungsgleichheit zwischen dem „erlebenden und handelnden Ich der Vergangenheit“ und dem „erzählenden und reflektierenden Ich der Gegenwart“ (Engelhardt 1996: 370). Denkbarer Weise tendieren ältere ErzählerInnen zu einem versöhnlichem Grundtenor, der ihnen ermöglicht, ihre Lebensgeschichte insgesamt als positiv zu empfinden und – im Sinne ihres psychischen Wohlbefindens – auch negative Erfahrungen sinnvoll in die Gesamtbioografie zu integrieren⁴⁴. Außerdem können Emotionen und Intentionen – bewusster oder unbewusster Weise – gegenüber einer historisch „wahrheitsgemäßen“ Darstellung Priorität gewinnen.

Erinnerungserzählungen sind [...] eine nicht gerade zuverlässige Quelle für die Beurteilung zurückliegender Ereignisse. Ihr Wert zeigt sich darin, daß sie uns einen Einblick in die Auswirkungen des historischen Geschehens auf das Bewußtsein einzelner Menschen [...] geben können (Lehmann 1993: 166).

Lebensgeschichtliche Interviews erfordern von ForscherInnenseite gründliche Vorbereitung und Planung bei gleichzeitiger Bereitschaft, gegebenenfalls vom Plan abzuweichen. Flexibilität spielt folglich eine wesentliche Rolle, was dazu beiträgt, dass diese Technik nur bedingt mit anderen sozialwissenschaftlichen Methoden vergleichbar ist: „The interview process is an art, not a science“ (USHMM 2007: vi; vgl. Atkinson 1998: 20f).

Dies betrifft nicht nur die involvierten ForscherInnen, sondern insbesondere auch ihre Gegenüber, für die sich Gedankenreise zurück in den Zweiten Weltkrieg psychisch belastend gestalten; schließlich vergegenwärtigt lebensgeschichtliches Erzählen u.a. auch schmerzhaftes Erinnerungen (wie z.B. den Tod nahestehender Personen). Daher erleben viele Zwangsmigrierte – insbesondere jene, die traumatische Erfahrungen machen mussten⁴⁵ – das Interviews (zumindest phasenweise) als „seelische Ausnahmesituation“; so bemerkte

⁴³ Diesbezügliche Entscheidungen werden insbesondere bzgl. traumatischen Erinnerungen fällig: Der/ die ErzählerIn kann entweder auf die therapeutische Wirkung des Erzählens (vgl. Atkinson 1998: 12; Rosenthal 1995: 167ff) setzen, oder – z.B. aus Angst, alte Wunden wieder aufzureißen – bewusst schweigen.

⁴⁴ Engelhardt (2001: 242f) wies im Rahmen einer quantitativen Studie nach, dass jene, die ihre Zwangsmigration soweit bewältigen konnten, dass sie sie als abgeschlossenes Kapitel ihrer Biografie betrachten, heute tendenziell zufriedener leben als jene, für die die Zwangsmigration ungebrochen hohe emotionale Relevanz besitzt.

⁴⁵ Vgl. Kapitel 2.2 und 5.4.1.

Lehmann (1993: 214) bei einer Interviewpartnerin „Anzeichen großer Gemütsbewegung, von Stolz, Genugtuung, vor allem aber von Trauer. Immer wieder versagte ihre Stimme, oft wurden ihre Schilderungen durch Weinen, dann wieder durch Lachen unterbrochen“. Auf derartige Situationen muss der/ die ForscherIn gefasst sein und adäquat reagieren können. Verständnis zu signalisieren – durch Körpersprache bzw. die Artikulation der mitschwingenden Gefühle („Das macht Sie heute noch traurig“) – ohne jedoch zu bagatellisieren, kann unterstützend wirken (Breckner 1994: 206)⁴⁶. Ebenso wichtig ist, durch das „Aushalten“ von Gesprächspausen die Gedankengänge der erzählenden Person nicht zu unterbrechen, und somit echtes Interesse zu beweisen.

As interviewers, we travel with the interviewee. [...] We attempt to sit within the person's story as if nothing else exists, and we try to understand [...] from the inside [...] But we are always outsiders, even while we share an intimacy with the interviewee. It is important to balance our ability to listen empathetically with our ability to listen carefully and critically (USHMM 2007: viii).

Wissenschaftliche Distanz zu wahren, sich aber gleichzeitig weitestgehend auf die jeweilige Erzählung einzulassen, macht eine weitere Herausforderung des lebensgeschichtlichen Interviews aus.

Die Interpretation lebensgeschichtlicher Interviews kennt keine allgemeingültige Vorgangsweise und muss intuitiv erfolgen. Authentizität, Plausibilität und interne Konsistenz gelten – im Unterschied zu konventionellen wissenschaftlichen Kriterien – als die relevanten Maßstäbe für ihre Bewertung. Autobiografische Erzählungen basieren auf „personal truth, that, of necessity, consists of both ‚fact‘ and ‚fiction““ (Atkinson 1998: 20) und zielen nicht primär auf die Ermittlung historischer Wahrheit ab; es handelt sich um keine objektive Rekonstruktion von Fakten, sondern um subjektive erzählerische Konstruktion. Lebens-*Geschichten* drücken in erster Linie das Selbstverständnis des/ der ErzählerIn aus, und stellen bereits per se eine subjektive Interpretation des gelebten Lebens dar (vgl. Atkinson 1998: 11, 65; Rosenthal 1995); „dies ist ein zwar trivialer, aber für alle methodischen Debatten folgenreicher Hinweis“ (Engelhardt 1996: 170), den es bei der Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews stets im Auge zu behalten gilt.

⁴⁶ Das Signalisieren von Identifikation durch (gut gemeinte) Bemerkungen wie „Das kenne ich auch“ wirkt hingegen erzählblockierend, denn unter diesen Umständen „müßten die Interviewpartner von ihren spezifischen Erfahrungen ja nicht mehr berichten – der Interviewer kennt sie ja angeblich schon“ (Breckner 1994: 206).

Atkinsons „The Life Story Interview“ (1998) ist ein Leitfaden „aus der Praxis für die Praxis“, der sich weniger als strikte Handlungsanweisung denn als orientierungsbietendes Modell versteht⁴⁷. Unabhängig von konkreten Fällen steht fest, dass lebensgeschichtliche Interviews besondere interpersonelle Erlebnisse sind – „one of the most powerful person-to-person interactions possible“ (Atkinson 1998: 53) – die idealerweise von beiden Beteiligten als bereichernd empfunden werden.

⁴⁷ Weshalb ich mich auch nicht ausschließlich oder strikt daran hielt. Atkinson propagiert z.B. als Endprodukt „a fairly polished narrative“ – einen Fließtext in der 1. Person, von dem/ der ForscherIn erstellt durch „leaving out your questions [...] leaving out extra things, adding missing things, and possibly reorganizing certain sections“ (Atkinson 1998: 56). Derartige Eingriffe gehen m.E. zu weit in Richtung literarische Textproduktion.

4 Forschungsprozess

4.1 Kontaktaufnahme zu den InterviewpartnerInnen

Meine Suche nach geeigneten InterviewpartnerInnen erwies sich als wesentlich schwieriger und langwieriger als ursprünglich angenommen. Nachdem ich im Sommersemester 2008 für das bereits erwähnte Projektseminar ein erstes lebensgeschichtliches Interview in meiner eigenen Verwandtschaft geführt hatte, hoffte ich zunächst, über die Nutzung persönlicher Netzwerke schnell und unkompliziert mehrere potentielle GesprächspartnerInnen ausfindig machen zu können. Diese optimistische Annahme erwies sich jedoch als unzutreffend; nur zögerlich wurden mir mögliche weitere AnsprechpartnerInnen genannt, von denen jedoch letztlich niemand zu einem lebensgeschichtlichen Interview bereit war.

Folglich schrieb ich im Dezember 2008 zwei oberösterreichische Altersheime an, von denen ich aufgrund ihrer Lage annahm, sie könnten BewohnerInnen mit Zwangsmigrationshintergrund haben. Konkret bat ich in einem E-Mail um die Vermittlung von Kontakten zu „erzählfreudigen Damen und Herren mit gutem Erinnerungsvermögen“. Ein Adressat erwies sich als äußerst hilfsbereit und schlug mir einen persönlichen Besuch vor, in dessen Zuge er mir in Person von Herrn Ziegler einen wertvollen Gesprächspartner vorstellte. Zwei Damen, die ich ebenfalls für lebensgeschichtliche Interviews zu gewinnen versuchte, sahen sich aufgrund von Begleiterscheinungen ihres fortgeschrittenen Alters – Schwerhörigkeit bzw. Erinnerungslücken – dazu leider nicht in der Lage. Von der anderen angeschriebenen Seniorenresidenz erhielt ich keinerlei Rückmeldung.

Internetrecherchen ließen mich auf einen „Heimatverein“ aufmerksam werden, an dessen Webmaster ich mit der Bitte um Unterstützung herantrat. Prompt wurde mein Anliegen in der Mitgliederzeitschrift veröffentlicht – die gewünschten Reaktionen blieben allerdings aus. Daraufhin bat ich um Erlaubnis, eines der regelmäßig stattfindenden Vereinstreffen besuchen zu dürfen, um mit den Mitgliedern in direkten Kontakt treten zu können. Nach Rücksprache mit dem Obmann wurde ich für den nächstmöglichen

Termin eingeladen, was sich als der Durchbruch für meine bislang äußerst schleppend verlaufende InterviewpartnerInnen-Suche erweisen sollte (siehe folgendes Kapitel).

Das „Schneeballsystem“ konnte ich mir nur ein einziges Mal zunutze machen: Frau Schuster erwähnte während des Interviews einen Bekannten, der umfangreich zu donauschwäbischer Geschichte publiziert habe und selbst Zwangsmigrant sei; ich erkundigte mich nach der Telefonnummer dieses Herrn und konnte so den Kontakt zu Dr. Georg Wildmann herstellen.

Insgesamt führte ich elf Interviews mit zehn verschiedenen Personen (in einem Fall machten Rückfragen ein Folgeinterview erforderlich). Letztlich konnten aus sieben Interviews sechs Lebensgeschichten rekonstruiert, zur Analyse herangezogen und im Rahmen der vorliegenden Diplomarbeit berücksichtigt werden. In den restlichen vier Fällen erschien dies aufgrund der Bruchstückhaftigkeit der lebensgeschichtlichen Erzählungen nicht zielführend.

4.1.1 Teilnehmende Beobachtung I: Vereinstreffen

Von meiner persönlichen Anwesenheit während eines Vereinsabends erhoffte ich mir, Interesse signalisieren, mich und mein Diplomarbeitsprojekt vorstellen, eventuell vorhandene Fragen direkt beantworten und dadurch mehrere InterviewpartnerInnen finden zu können.

Das Vereinstreffen findet an einem Oktoberabend 2009 im Veranstaltungssaal eines oberösterreichischen Gasthauses statt. Dankenswerterweise hat sich meine Mutter bereiterklärt, als meine Begleitung zu fungieren, was sich bereits bei unserem – überpünktlichen – Eintreffen als große Hilfe erweist: Einigen Mitgliedern ist sie noch aus ihrer (in der Gegend verbrachten) Kindheit bekannt, wodurch sich schnell ungezwungener Smalltalk ergibt. Gleich bei seiner Ankunft erkennt mich – als Studentin unter PensionistInnen – der Webmaster, der mir nochmals vergewissert, den Obmann über meinen heutigen Besuch informiert zu haben. Als dieser – ein sehr freundlicher, korrekt gekleideter Herr mit Glatze – wenig später eintrifft, heißt er mich herzlich willkommen; umgehend weist er mir einen Sitzplatz am Kopf der U-förmigen Tischanordnung zu.

Wenig später trifft eine Dame – Ehrenmitglied des Vereins und Hobbyschriftstellerin – ein, die am heutigen Abend ihren neuerschienenen Gedichtband präsentieren möchte. Der Obmann platziert sie zwischen ihm und mir; mit einer Dichterin und einer Studentin sei „die Intelligenz“ dann auf einen Tisch konzentriert, merkt er an. Meine Mutter wird auf meine andere Seite gesetzt; neben dem Obmann nehmen noch zwei andere Vereinsfunktionäre Platz.

Nach und nach treffen die Mitglieder ein, der Wirt serviert die bestellten Getränke, und zwischen den SitznachbarInnen entwickeln sich private Gespräche. Freundlich erkundigt sich die Hobbyschriftstellerin nach dem Grund meines Besuchs, stellt Fragen zu meinem Studium, erzählt aus ihrem Leben und von ihrer Arbeit. Die selbstbewusst wirkende Frau trägt auffälligen Schmuck und die ergrauenden Haare elegant hochgesteckt. Mir fällt auf, dass sie nicht denselben donauschwäbischen Dialekt spricht, der mir aus meiner Familie vertraut ist (und mir bei der Begrüßung des Obmanns sofort das Gefühl vermittelte, hier an der richtigen Adresse zu sein). Ich erfahre, dass sie gebürtige Österreicherin, allerdings mit einem Zwangsmigrierten aus *Stadt X* verheiratet ist.

Mittlerweile ist mehr als eine Stunde seit dem offiziellen Beginn des Vereinstreffens vergangen, aber noch nichts Organisatorisches geschehen. Ich frage mich, ob auf Zuspätkommende gewartet wird, oder ob dies dem gewöhnlichen Ablauf entspricht und die Anwesenden dankbar sind, zunächst einmal Privates austauschen zu können. Ungefähr fünfzehn Damen und Herren – ich schätze sie auf Ende sechzig bis Mitte achtzig – sind mittlerweile anwesend; der großzügige, spärlich möblierte Veranstaltungssaal wirkt beinahe überdimensioniert für die überschaubare Gruppe.

Schließlich bittet der Obmann um Aufmerksamkeit und ergreift das Wort. Eine gewisse Autorität ausstrahlend, aber in familiärem Tonfall, weist er auf die Einladung eines anderen Vereins zum Kegeltturnier und ein im nächsten Monat stattfindendes Festessen hin⁴⁸. Mit einer Aufmerksamkeit, die mich an artige VolksschülerInnen erinnert, hören die SeniorInnen zu. Nach den Terminankündigungen weist der Obmann auf den

⁴⁸ Viele Zusammenschlüsse von Zwangsmigrierten, die ursprünglich politische oder kulturelle Ziele verfolgten, wurden im Laufe der Jahre zu „reinen Geselligkeitsverein[en]“ (Lehmann 1993: 51). „[...] gegen manche Mißverständnisse muß betont werden, daß den meisten kaum wichtig ist, was dann [bei jährlichen „Heimattreffen“, *Anm.*] die Festredner sagen und was die Kameras und Mikrophone verzeichnen [...] Nein, die Verwandten und Bekannten, die alten Freunde und Nachbarn wollen sich wiedersehen, die weit verstreut wurden“ (Krockow 1989: 30f).

„heutigen Besuch“ hin, nennt den Mädchennamen meiner Mutter und die Vornamen ihrer Eltern (die zwar nicht anwesend, aber vielen Vereinsmitgliedern als Nachbarn oder Freunde bekannt sind). Ich sei als Studentin auf der Suche nach InterviewpartnerInnen, könne die Details aber sicher selbst besser erklären. Etwas nervös – die Anwesenden scheinen mein Anliegen kurios zu finden und mich mucksmäuschenstill zu fixieren – orientiere ich mich an meinem Notizbüchlein und versuche, besonders langsam, laut und deutlich zu sprechen. Ich bedanke mich für die Einladung und erkläre, auf der Suche nach InterviewpartnerInnen für meine Abschlussarbeit zu sein. Nach eigenen Verwandten würde ich mich gerne mit weiteren Zwangsmigrierten über ihr Leben unterhalten. Ich betone, dass es sich um kein typisches Frage-Antwort-Interview handelt, für das man über spezielles Wissen verfügen müsse, sondern vielmehr um freies Erzählen persönlicher Erinnerungen. Ich verspreche, keine Fragen zu unangenehmen Themen zu stellen und die Anonymität meiner GesprächspartnerInnen zu wahren. Ich biete Hausbesuche oder andere organisatorische Optionen an und bitte abschließend um eventuelle Fragen. Sofort schnellt eine Hand nach oben; ich rechne mit einer Unklarheit, aber die Frau – im Folgenden Elise Schuster genannt – erklärt sich sofort zu einem Interview bereit. Ich bin positiv überrascht und möchte mich an ihren Tisch begeben, als sich zwei weitere Freiwillige melden. Wir gehen zu Terminvereinbarung und Austausch von Telefonnummern über; der offizielle Teil des Abends scheint damit beendet.

Im weiteren Verlauf des Abends bieten mir der Obmann und ein weiterer Herr an, bei Bedarf auf sie zurückzukommen. Somit kann ich insgesamt fünf Kontakte herstellen und bin mit diesem Ergebnis mehr als zufrieden. Bei der anschließenden, offenbar regelmäßig stattfindenden Tombola fungiere ich als „Glücksfee“ und ziehe das Los eines entfernt verwandten Vereinsfunktionärs, worauf ein paar Mitglieder sofort scherzhaften Protest gegen die vermeintliche „Schiebung“ einlegen. Die GewinnerInnen von Bohnenkaffee und ähnlichen Preisen posieren für ein gemeinsames Foto, anschließend die Geburtstags-„kinder“ des Monats. Währenddessen bietet die Hobbyschriftstellerin ihre Neuerscheinung zum Verkauf an. Meine Mutter lässt sich zu einem Abonnement der Vereinszeitschrift überreden und reaktiviert im Kreise einiger gutgelaunter Damen ihre Kenntnisse der donauschwäbischen Mundart.

Nach ca. dreieinhalb Stunden verlassen meine Mutter und ich – nachdem uns das Versprechen abgenommen wurde, zum Festessen im nächsten Monat wiederzukommen – mit den Ersten den Vereinsabend.

4.1.2 Teilnehmende Beobachtung II: Gedenkfeier

Auf einem oberösterreichischen Friedhof findet offenbar jährlich zu Allerheiligen eine Gedenkfeier für verstorbene Zwangsmigrierte statt. Anlässlich meiner Diplomarbeit besuche ich diese Veranstaltung erstmals am 1. November 2009 im Kreise meiner Familie. Am späten Vormittag versammeln sich ca. 50 Personen – größtenteils Damen und Herren im Pensionsalter, aber auch Familien mit Kindern, scheinbar Angehörige – am „Gräberfeld der Heimatvertriebenen“. Das Zentrum der Anlage bildet ein massiver, ca. 3 m x 1 m großer Stein, auf dem einschlägige Gruppennamen – „Donauschwaben“, „Sudetendeutsche“, etc. – eingraviert sind. Davor haben eine ca. zehnköpfige Blechblaskapelle und ein mit Mikrofon ausgestatteter Pfarrer Stellung bezogen.

Die kurze Predigt beklagt den Tod vieler unschuldiger ZwangsmigrantInnen, die ihre letzten Ruhestätten teils in der „alten Heimat“, teils in Österreich, teils an unbekannten Orten gefunden hätten. Obwohl man die Vergangenheit ruhen lassen und Unrecht nicht mit Unrecht vergelten solle, ruft der Pfarrer dazu auf, sich für eine wahrheitsgetreue Darstellung der historischen Tatsachen einzusetzen – ohne jedoch konkreter auf diese heiklen Themen einzugehen. Fürbitten werden verlesen, die Blechblaskapelle spielt das getragene Trauerlied „Näher, mein Gott zu dir“; hinter mir höre ich jemanden schluchzen und Taschentücher auspacken. Einige Männer – Repräsentanten der verschiedenen „Landsmannschaften“? – tragen übergroße Blumenkränze zum Gedenkstein, legen sie davor nieder und streifen die bedruckten Kranzbänder zurecht: „Wir gedenken der Toten in unserer Heimat in aller Welt“. Während vier oder fünf der Kränze dicht nebeneinander Platz finden, wird einer nach weiter links getragen. Erst jetzt fällt mir auf, dass etwas abseits unter Bäumen ein separater Gedenkstein in Größe eines gewöhnlichen Grabsteins für die Verstorbenen aus *Stadt X* steht.

Nach Ende der Feier erkundige ich mich bei einem der Kranzniederleger, wieso man sich für diese Lösung entschieden habe, anstatt sich den „Donauschwaben“ zuzuordnen. Das

sei schließlich nicht dasselbe, lautet die knappe Antwort. „Wir sind ja *Bewohner von Stadt X*, wir sind ja keine Donauschwaben“, fügt er kurz darauf hinzu und wirkt selbst nicht hundertprozentig überzeugt.

Unter den Anwesenden entdeckte ich einige meiner InterviewpartnerInnen. Es ergeben sich kurze Gespräche, in denen ich erfahre, dass manchen Zwangsmigrierten aus *Stadt X* der separate Stein ein Dorn im Auge ist; sie ärgern sich über den eigenbrötlerischen Eindruck, der dadurch vermittelt werde. Ich spreche Herrn Wildmann und seine ebenfalls anwesende Frau an; kurz darauf kritisieren Herr Wildmann und mein Vater gemeinsam die aktuelle politische Haltung Tschechiens gegenüber den Sudetendeutschen, während Frau Wildmann und meine Mutter Anekdoten aus dem Familienalltag austauschen. Plaudernd spazieren wir in Richtung Friedhofsausgang.

4.2 Exemplarischer Interviewverlauf

Interessanterweise verliefen die meisten lebensgeschichtlichen Interviews nach einem ähnlichen Muster. Obwohl sich selbstverständlich alle Personen freiwillig zu einem Interview bereiterklärt hatten, herrschte anfangs typischerweise eine etwas angespannte Stimmung; ihre Befangenheit und Nervosität war den Einzelnen in unterschiedlichem Ausmaß anzumerken. „Wenn es [das Interview, *Anm.*] dann nix ist, dann kann man’s ja löschen, nicht?“⁴⁹, scherzte etwa Herr Graf, nachdem ich um seine Erlaubnis gebeten hatte, unser Gespräch mit einem Diktiergerät aufzunehmen. Derartiges „Lampenfieber“ fand ich nur allzu gut nachvollziehbar – schließlich befand sich mein Gegenüber im Begriff, einer Unbekannten Einblicke in persönliche Erinnerungen zu gewähren – und versuchte, die Situation mit Smalltalk und Lachen aufzulockern.

Meine Erzählaufforderung, die ich – in Anlehnung an Breckner (1994: 205) – im Vorfeld formuliert hatte (und in der Praxis nicht immer wortgleich wiederholte), lautete: „Ich möchte Sie ersuchen, mir Ihre Lebensgeschichte – alle für Sie persönlich wichtigen Erlebnisse – von Ihren ersten Erinnerungen an bis heute zu erzählen. Sie können sich damit so viel Zeit lassen, wie Sie wollen.“ – „Also, nur von der Flucht, oder...?“, lautete häufig die erste Reaktion. Diese Nachfrage lässt drei mögliche Rückschlüsse zu: Die

⁴⁹ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

ErzählerInnen waren von einem diesbezüglichen Interessensschwerpunkt meinerseits ausgegangen und wollten ihr Entgegenkommen signalisieren; die Zwangsmigration nimmt einen derart hohen Stellenwert in ihren Lebensgeschichten ein, dass sie unverzüglich „zum Wesentlichen kommen“ wollten⁵⁰; oder sie fühlten sich durch meine breite Erzählaufforderung momentan überfordert. Gleichzeitig eröffnete dieser bewusst weit gesteckte Rahmen viele individuelle Gestaltungsmöglichkeiten, was zu durchaus interessanten und aufschlussreichen Ergebnissen führte⁵¹. Die Bekräftigung meiner Bitte, auch auf die Zeit vor und nach der Zwangsmigration einzugehen, stellte meine InterviewpartnerInnen vor ein grundsätzliches Problem lebensgeschichtlichen Erzählens: Aus der Fülle der Lebenserinnerungen selektieren zu müssen (Rosenthal 1995: 105).

„Naja, wie fang ich da an?“⁵², setzte daraufhin Frau Lindinger exemplarisch an. In ca. 30 Minuten trug sie zunächst eine Art „Lebensgeschichte im Zeitraffer“ vor, die sich an den üblichen biografischen Eckdaten orientierte, und geriet anschließend ins Stocken: „Ich weiß ja nicht, was... was noch interessant wäre; das wäre jetzt so grob... [meine Lebensgeschichte, *Anm.*]“⁵³. Frau Schuster verfuhr ähnlich und nahm – ebenfalls nach ca. 30 Minuten – eine Zäsur in Form einer direkten Rückfrage vor: „Wollen S’ noch was wissen?“⁵⁴

An dieser Stelle begann ich mit immanentem Nachfragen, indem ich auf bereits Angesprochenes zurückkam und durch konkrete Rückfragen zu detaillierteren Schilderungen animierte. Diese Vorgehensweise ließ die letzten Reste der Anspannung von meinen GesprächspartnerInnen abfallen; offenbar waren sie erleichtert, alles „richtig“ gemacht zu haben und auf ehrliches Interesse gestoßen zu sein. Die Atmosphäre entspannte sich vollends, und viele InterviewpartnerInnen genossen es sichtlich, einer jüngeren Person ausführlich von ihren Erlebnissen zu berichten. Weitere Themen wurden angeschnitten, neue Zusammenhänge hergestellt, private Fotoalben⁵⁵, „Heimatbücher“ oder Stadtpläne herangezogen, gemeinsam betrachtet und von den

⁵⁰ Dieser Umstand machte bereits in den 1970er Jahren InterviewerInnen bei der Erhebung der Lebensgeschichten von Zwangsmigrierten zu schaffen: „Viele wußten buchstäblich nichts mehr aus ihrem Leben zu berichten, als sie die Geschichte ihrer Kriegserlebnisse [...] zu Ende erzählt hatten“ (Lehmann 1993: 13).

⁵¹ Siehe die in Kapitel 6.3 interpretierten Eröffnungserzählungen von Hr. Zweig und Hr. Wildmann.

⁵² Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

⁵³ Ebenda.

⁵⁴ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

⁵⁵ Zur Bedeutung von Fotografien für Heimerinnerungen siehe Fiedermutz (1999).

InformantInnen kommentiert. Im Endeffekt dauerten die meisten Interviews um die zwei Stunden.

In der Hälfte der Fälle wurde mir anschließend Kaffee und Kuchen angeboten. Dabei kam es neben Smalltalk stets auch zu nachträglichen Erinnerungserzählungen. Der Fehler, das Diktiergerät inzwischen ausgeschaltet und nicht mehr griffbereit zu haben, unterlief mir nur beim ersten Mal (wobei ich im direkten Anschluss ein schriftliches Gedächtnisprotokoll anfertigte).

4.2.1 Bemerkungen zur exemplarischen Interviewsituation

Die Interviews fanden ausnahmslos in den Räumlichkeiten meiner InterviewpartnerInnen statt. Ich hatte mein Kommen angeboten, um möglichst wenige Umstände zu machen. Die Einwilligung aller Personen ermöglichte es mir, ihre Lebensgeschichten – gemäß Atkinsons (1998: 30) Empfehlung – in einer vertrauten und entspannenden Umgebung zu erheben. Als Dankeschön für die Einladung brachte ich kleine Gastgeschenke (z.B. Konfekt oder eine Flasche Wein) mit, die stets erfreut entgegengenommen wurden.

Auffällig war, dass die Interviews – sofern die jeweilige Wohnsituation dies zuließ⁵⁶ – in sorgfältigst aufgeräumten, nahezu unpersönlichen Räumen stattfanden, die kaum Rückschlüsse auf das Alltagsleben ihrer BewohnerInnen zuließen. Meinen Eindruck, die InterviewpartnerInnen wollten möglichst wenig von ihrem Privatleben preisgeben, führte ich auf den ausgeprägten – auch im Alltag häufig zu beobachtenden – Respekt zurück, mit dem viele Zwangsmigrierte „studierten Leuten“ begegnen. Sie selbst können oft auf eine erfolgreiche Berufskarriere, aber selten auf eine gründliche schulische (oder gar akademische) Ausbildung zurückblicken; derartige Pläne wurden meist durch die Zwangsmigration vereitelt, wie auch aus verschiedenen Interviews hervorging⁵⁷.

⁵⁶ Hr. Ziegler hatte als Bewohner eines Altersheims, ähnlich wie Hr. Wildmann in seinem Appartement, nicht viele Ausweichmöglichkeiten zur Verfügung.

⁵⁷ Sowohl Fr. Lindinger als auch Hr. Graf betonten mehrmals, in *Stadt X* „„Vorzugsschüler““ mit „„lauter Einsern““ gewesen zu sein. In Österreich traten jedoch beide nach Beendigung der Schulpflicht direkt ins Berufsleben ein, da sie befürchteten, durch Alter und Körpergröße bzw. Kleidung unangenehm aufzufallen.

Auch in anderer Hinsicht schienen meine Gegenüber sehr darauf bedacht, einen möglichst guten Eindruck zu machen. Bei meiner (durchwegs pünktlichen!) Ankunft bekam ich stets das Gefühl, bereits erwartet worden zu sein. Kleidung und Frisur ließen gelegentlich darauf schließen, dass auf das äußere Erscheinungsbild beim Interviewtermin besonderes Augenmerk gelegt worden war. Diese Verhaltensweisen erinnerten an die klassische Situation mancher FeldforscherInnen, die in die „ExpertInnenrolle“ gesteckt und dementsprechend behandelt werden (Eriksen 2001: 24).

Andererseits wurde mir, wie bereits erwähnt, nach „offizielltem Interview-Ende“ des Öfteren Kaffee und Kuchen angeboten. Diese Situationen ähnelten dem Besuch einer Enkelin bei ihren eigenen Großeltern. Somit behandelte mich der-/dieselbe GesprächspartnerIn oft wie eine Mischung aus fremder Forscherin und vertrauter Insiderin, was schließlich der Realität entsprach: Einerseits trat ich als Nachkommin von Zwangsmigrierten auf, zugleich aber als Studentin mit einer Forschungsagenda.

4.3 Inhaltliche Zusammenfassung der Interviews (Kurzbiografien)

Um einen Überblick über die Lebensläufe meiner sechs InformantInnen zu ermöglichen, sollen diese im Folgenden kompakt dargestellt werden. Es handelt sich dabei um rein inhaltliche Zusammenfassungen der lebensgeschichtlichen Erzählungen, die das Ziel verfolgen, den jeweiligen persönlichen und beruflichen Werdegang mitsamt seinen zeitlichen und geographischen Rahmenbedingungen chronologisch nachzuzeichnen. Diese Basis soll eine Einordnung in biografische Gesamtkontexte der „Heimat“-Assoziationen in Kapitel 6 erleichtern. Außerdem soll diese analoge Darstellungsweise Möglichkeiten dazu geben, Parallelen und Differenzen zwischen den Einzelfällen zu identifizieren. Die unterschiedlich ausführliche Darstellung der einzelnen Lebensphasen und –bereiche (Berufs-/ Familienleben) spiegelt dabei die jeweilige Relevanz wider, die ihnen die jeweilige Person in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung einräumte.

Auf direkte Zitate wird an dieser Stelle weitestgehend verzichtet; allerdings fiel in jedem Interview ein Satz, der auf prägnante Weise eine zentrale biografische Erfahrung – sei es

eine besondere Erinnerung in Zusammenhang mit der Zwangsmigration, ein „Lebensmotto“ o.Ä. – zusammenfasste. Diese Aussagen werden hier wiedergegeben, um den Kurzbiografien eine persönliche Note zu verleihen.

Um die Anonymität meiner InterviewpartnerInnen zu schützen, handelt es sich – teilweise auf expliziten Wunsch hin – bei den im Folgenden verwendeten Namen um Pseudonyme⁵⁸. Aus demselben Grund wird auf die Nennung eines konkreten Orts in der heutigen serbischen Provinz Vojvodina verzichtet, den ich stattdessen *Stadt X* nenne.

4.3.1 Hr. Markus Ziegler: „*Meine Frau und ich, wir haben viel, viel gearbeitet*“⁵⁹

Herr Markus Ziegler wird 1919 im heutigen Rumänien als Sohn eines Schneiderehepaars geboren. Nach dem relativ frühen Tod des Vaters wächst er mit einem jüngeren Bruder in bescheidenen Verhältnissen auf. Im Alter von 14 Jahren beginnt Markus eine handwerkliche Lehre, die er erfolgreich abschließt.

Herr Ziegler wird als 20-Jähriger vom rumänischen Militär eingezogen und ab 1941 in Russland als Granatwerfer eingesetzt. Zu Weihnachten 1942 wird er beurlaubt, besucht seine Mutter und macht einen Desertationsversuch, um in Wien Arbeit zu suchen. Allerdings wird er vom deutschen Militär aufgegriffen und in den jugoslawischen Partisanenkrieg geschickt, welcher Herrn Zieglers bisherige Kampferfahrungen an Risiko und Brutalität noch übertrifft. Auf dem Rückzug wird er verwundet, der Lazarettzug, der ihn daraufhin außer Landes bringen soll, wird von Tieffliegern attackiert. Herr Ziegler kann sich in Sicherheit bringen und anschließend in einem deutschen Militärhospital erholen. Nach erfolgter Genesung bemüht er sich um Anschluss an seine Einheit. In der Steiermark kommt es zum Wiedersehen mit den erstaunten Kameraden, die eine Todesmeldung erhalten hatten. Gemeinsam mit anderen Kriegsgeschädigten wird Herr Ziegler nach Salzburg überwiesen, wo er zu seiner eigenen Überraschung keiner neuen

⁵⁸ Dr. Georg Wildmann hat unter seinem Namen umfangreich zu donauschwäbischer Geschichte sowie seiner eigenen Biografie publiziert, weshalb in diesem Fall – als einzige Ausnahme – sowohl Personen- als auch Ortsnamen der Realität entsprechen.

⁵⁹ Interview mit Hr. Ziegler vom 7. Jänner 2009.

Kompanie zugeteilt, sondern entlassen wird – das Ende des Kriegs zeichnet sich bereits ab.

Eine Rückkehr an seinen Geburtsort zieht Herr Ziegler zwar in Erwägung, entschließt sich aber, vorerst abzuwarten und in Österreich zu bleiben. Aufgrund guter Kontakte bieten sich ihm mehrere Arbeits- und Aufenthaltsoptionen; schlussendlich entscheidet sich Herr Ziegler für Linz, wo er in der Administration eines Flüchtlingswohnlagers arbeitet. Unvermittelt kommt es zum Wiedersehen mit seiner Jugendflamme; 1948 folgt die Hochzeit. Die junge Frau leidet infolge ihrer Zwangsarbeit in Russland unter gesundheitlichen Problemen und ist nur eingeschränkt berufsfähig; Herr Ziegler selbst will Karriere machen und steigt in die neugegründeten Fabrik eines Freundes ein. Das Geschäft floriert, Herr Ziegler unternimmt zahlreiche Dienstreisen und kommt in den Genuss einer Dienstwohnung. Später erwirbt er eine Eigentumswohnung.

Sobald sich ihm 1963 die Möglichkeit dazu bietet, reist Herr Ziegler nach Rumänien und sieht seine Mutter wieder, zu der er 19 Jahre lang nur postalischen Kontakt hatte. Zahlreiche weitere Besuche, zunächst im Jahresrhythmus, folgen.

Herr Ziegler ist froh, in Österreich eine „neue Heimat“ gefunden zu haben, genießt aber auch die regelmäßigen Treffen mit seinen „Landsleuten“ und das gemeinsame Schwelgen in Erinnerungen. Mit seiner pflegebedürftigen Frau zieht Herr Ziegler in ein Heim, wo er nach deren Tod wohnen bleibt und sich mittlerweile wohlfühlt.

4.3.2 Hr. Johann Zweig: „Aus Nix was machen, das ist die Kunst“⁶⁰

Herr Zweig wird 1928 in einer ländlichen Gemeinde im heutigen Kroatien als erstes Kind von Bauern geboren. Die Familie hat „ein ruhiges Leben und keine Not“⁶¹, bis im Sommer 1944 der Vater einberufen wird. Johann muss im elterlichen Betrieb verstärkt mit anpacken und im November – erst sechzehnjährig – ebenfalls einrücken. Gemeinsam mit ca. 100 Gleichaltrigen wird ihm in der nächstgrößeren Stadt eine militärische Kurzausbildung erteilt. Nach fünf Wochen muss die Gegend verlassen werden, da das

⁶⁰ Interview mit Hr. Zweig vom 12. Mai 2008.

⁶¹ Ebenda.

russische Militär immer weiter vordringt. In Ungarn wird das Training bis März 1945 fortgesetzt.

Kurz vor Kriegsende taucht ein Großteil der militärischen Befehlshaber unter; Johann nimmt daraufhin mit fünf Kameraden im pferdegezogenen Militärfuhrwerk Kurs auf Niederösterreich. Mehrere Wochen lang sind die Jugendlichen unterwegs und dabei weitestgehend auf sich allein gestellt. Nach dem amerikanischen Einmarsch macht sich Johann mit einem Freund zu Fuß auf den Weg nach Deutschland, um dort nach dessen Familie zu suchen. Um nicht länger Betteln zu müssen, beschließen die beiden, auf einem bayerischen Bauernhof Arbeit anzunehmen. Zehn Monate später, im März 1946, setzen sie mittels des wiederhergestellten Schienenverkehrs ihre Reise Richtung Norden fort, um Kontakt zu Angehörigen wiederherzustellen. Aufgrund schwieriger äußerer Bedingungen sehen sie davon jedoch wieder ab und nehmen erneut Stellen als Knechte an.

Ende Februar 1948 – der Freund ist bereits weitergereist – macht Johann durch Zufall die Bekanntschaft einer Österreicherin. Da sich seine Eltern und Schwester seit ca. einem halben Jahr in Linz aufhalten, entschließt er sich, mit der jungen Frau im Zug bis zur österreichischen Grenze zu fahren. Ohne gültige Papiere gelingt es Johann, zu Fuß ins Land zu kommen; in Salzburg wartet er ab, bis ihn sein Vater abholen kommt und gemeinsam die Reise nach Linz angetreten werden kann.

Angesichts der allgemeinen Wohnungsnot zieht Johann zu sieben seiner Angehörigen in einen ca. 17 m² großen Barackenraum. Wie seine Eltern arbeitet er während der nächsten Jahre auf Baustellen. 1952 erfolgt die Heirat mit einer Zwangsmigrierten aus *Stadt X*; das junge Paar lebt bei den Eltern, bis nach mehrjähriger Bauzeit das eigene Haus bezugsfertig ist. Zwei Töchter werden geboren. Herr Zweig findet Anstellung in einem Industriebetrieb, in dem er mehrere Jahrzehnte lang – zunächst als Hilfsarbeiter, später als Schichtführer – bis zu seiner Pensionierung Mitte der 1980er tätig bleibt.

Trotz seiner rudimentären Schulbildung gelingt es Herrn Zweig, im Erwachsenenalter den Führerschein zu erwerben. Reisen in die „alte Heimat“ unternimmt er zwischen Anfang der 1960er Jahre und 2001 mehrere; Ende der 1980er nimmt er die Kinder und Enkelkinder mit. Seinen Ruhestand gestaltet Hr. Zweig soweit als möglich aktiv und beschäftigt sich in Haus und Garten; weitere „Erinnerungsfahrten“ plant er momentan jedoch nicht.

4.3.3 Hr. Dr. Georg Wildmann: „Es war also das Problem, wie kommt man am helllichten Tag aus einem KZ hinaus?“⁶²

Georg Wildmann wird 1929 im 5300-Einwohner-Dorf Filipowa in der Batschka (heutiges Serbien) geboren. Nach der Volksschule besucht er bis zu dessen Schließung im Frühjahr 1944 ein deutsches Gymnasium. Im Herbst 1944 wird der Vater zur Waffen-SS einberufen und die Bevölkerung zur Flucht aufgerufen. Familie Wildmann, die einen Gemischtwarenhandel betreibt, entschließt sich allerdings – wie die meisten BewohnerInnen – zu bleiben, und erlebt Ende Oktober den Einmarsch der Tito-Partisanen. 212 Männer, darunter auch geringfügig ältere Freunde von Georg, werden hingerichtet.

Am 12. März 1945 wird der 15-Jährige zur Zwangsarbeit eingezogen. Gemeinsam mit anderen arbeitsfähigen Deutschsprachigen wird er in die Stadt Sombor überstellt, wo sie nachts „wie Sardinen“⁶³ auf dem Barackenboden liegen, Läuse bekommen und dem Lagerkommandanten, einem „fürchterliche[n] Brüller“⁶⁴, ausgeliefert sind. Nach ca. zwei Wochen wird Georg selektiert, um fortan als Waldarbeiter in einem staatlichen Augebiet Schweine zu hüten und schwere körperliche Arbeit zu verrichten. Gemeinsam mit drei anderen jungen Männern schläft er in einem Stall neben dem Forsthaus und leidet großen Hunger.

Als die Überwachung im Mai 1946 allmählich nachlässt, entfernt sich der Teenager und schleust sich in das bewachte Vernichtungslager Gakowa ein, wo er eine Verwandte antrifft. Der in Filipowa verbliebene Großvater kann Kontakt aufnehmen; er werde einen Pferdewagen schicken, um die Internierten mit Lebensmitteln zu versorgen und den Enkel nach Hause bringen zu lassen. Tatsächlich trifft wenige Tage darauf ein serbischer Kutscher ein, der sich allerdings weigert, Georg beim Verlassen des Lagers zu helfen. Daraufhin gelingt es dem 17-Jährigen, während der Wachablöse durch ein Weizenfeld am Rande eines Massengrabs zu fliehen. Er passt den Kutscher ab und erreicht unbehelligt sein Elternhaus, wo er freudig von den Großeltern empfangen wird. Georg hält sich im Innenhof versteckt, bis im August seine beiden (ebenfalls aus Arbeitslagern geflüchteten) Brüder und die Mutter eintreffen. Die wiedervereinten Familienmitglieder entschließen

⁶² Interview mit Hr. Wildmann vom 28. Oktober 2009.

⁶³ Ebenda.

⁶⁴ Ebenda.

sich zu einer nächtlichen Überquerung der Grenze nach Ungarn, wo sie bei einem Verwandten unterkommen.

Mutter und Söhne versuchen im Herbst 1946, nach Linz zu gelangen, wo sich der Vater seit seiner Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft aufhält. Allerdings werden sie von der ungarischen Grenzgendarmarie aufgegriffen, mehrere Tage im Gefangenenhaus von Sopron festgehalten und anschließend nach Österreich abgeschoben. Am Wiener Westbahnhof organisiert die Bahnhofsmission der Familie eine Fahrkarte nach Linz; die Ausweiskontrolle zwischen den verschiedenen Besatzungszonen kann erfolgreich zu Fuß umgangen werden. Kurz vor Weihnachten 1946 kommt es schließlich in einer Baracke auf dem Linzer Froschberg zum Wiedersehen mit dem Vater. Der 17-jährige Georg wird relativ unbürokratisch in die 5. Klasse eines Gymnasiums aufgenommen und engagiert sich in seiner Freizeit als „Pfarrjugendführer“.

Nach Philosophie- und Theologiestudien in Linz bzw. Rom schlägt Herr Wildmann eine Lehrerlaufbahn ein. Ab 1975 beschäftigt er sich daneben intensiv mit donauschwäbischer Geschichte und Kultur und zeichnet sich bis heute durch eine rege Publikationstätigkeit auf diesem Gebiet aus.

4.3.4 Fr. Elise Schuster: „*Ich habe furchtbar Heimweh gehabt!*“⁶⁵

Frau Schuster wird 1931 in *Stadt X* auf dem Gebiet der heutigen serbischen Provinz Vojvodina geboren. Das Mädchen durchlebt eine „schöne Kinderzeit“⁶⁶, die von lebhaften Spielen in einem behüteten Umfeld geprägt ist, und wohnt bis zur Einschulung im Haus der Großeltern. Als Tochter von Kleinbauern wird Elise schon früh in die Arbeitswelt der Erwachsenen integriert und hat im Alter von zwölf Jahren verschiedene Aufgaben in Zusammenhang mit Haushalt und Landwirtschaft zu erfüllen. Die Schulbildung wird demgegenüber als zweitrangig angesehen.

Im Oktober 1944 tritt sie als 13-Jährige in Begleitung ihrer jüngeren Schwester und der Mutter die Flucht aus *Stadt X* an. Der Zug wird in der ersten Nacht zum Ziel eines Tieffliegerangriffs; für Elise sehen die niedergehenden Leuchtraketen „wie brennende

⁶⁵ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

⁶⁶ Ebenda.

Christbäume“⁶⁷ aus. Nach acht Tagen endet die Fahrt in einer steirischen Marktgemeinde. Frau Schuster und ihre Angehörigen werden in einem Schulgebäude einquartiert und in einem Gasthaus kostenfrei gepflegt.

Der Vater ist seiner Familie im Pferdewagen gefolgt, erreicht Österreich ca. einen Monat später und holt Frau und Töchter ab. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln reisen die wiedervereinten Schusters nach Oberösterreich, wo sie im Nebengebäude eines Bauernhofes auf engem Raum leben. Obwohl die Familie von ihrem neuen sozialen Umfeld freundlich aufgenommen wird, leidet die 13-jährige Elise zunächst an starkem Heimweh. Sämtliche Rückkehrpläne werden verworfen, als bekannt wird, dass die ersten deutschsprachigen RückwanderInnen unmittelbar nach Überqueren der jugoslawischen Grenze in Lager interniert wurden. Daraufhin führt die Jobsuche des Vaters die Schusters nach Linz; der Arbeitsgeber – eine Baufirma – stellt der mittlerweile fünfköpfigen Familie ein ca. 12m² großes Zimmer in einem Flüchtlingswohnlager zur Verfügung. Regelmäßigen Kontakt mit ÖsterreicherInnen bekommt Elise erst, als sie mit 16 Jahren in einer Fabrik zu arbeiten beginnt. 1952 heiratet sie einen jungen Mann, der ebenfalls Zwangsmigrationshintergrund hat. Ca. zwei Jahre lang lebt das Paar in einer Baracke, bis es – gemeinsam mit einer kleinen Tochter – in ein provisorisch fertiggestelltes Eigenheim zieht. Frau Schuster beendet ihre Erwerbstätigkeit und bringt ein zweites Kind zur Welt.

Von Anfang an besucht Frau Schuster „Heimattreffen“ und sammelt Zeitschriften von Vertriebenenvereinen. Mitte der 1960er reist sie erstmals in die „alte Heimat“; der letzte von bislang vier Besuchen findet 2003 im Rahmen einer organisierten Gruppenfahrt statt. Obwohl Frau Schuster gelegentlich Sehnsucht nach *Stadt X* hat, fühlt sie sich dann vor Ort fremd und erkennt die Gebäude teilweise kaum wieder. Österreich sieht sie eindeutig als Lebensmittelpunkt für ihre Kinder, Enkel und sich selbst; gleichzeitig ist es ihr ein großes Anliegen, junge Menschen auf die Geschichte der Zwangsmigrierten aufmerksam zu machen.

⁶⁷ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

4.3.5 Hr. Alfred Graf: „Ich war vielleicht ein bissl ein Ehrgeizler alleweil“⁶⁸

Herr Graf wird 1932 ebenfalls in *Stadt X* geboren und wächst als einziges Kind eines Maurers und einer Landarbeiterin auf. Als aufgeweckter Junge besucht er das deutsche Gymnasium und spielt in seiner Freizeit Trompete in einer Jugendkappelle. Nach dem Einmarsch der Nationalsozialisten tritt Alfred 1941 der Hitlerjugend bei.

Im Oktober 1944 flüchtet der 12-Jährige in Begleitung seiner Mutter und Großmutter per Zug, nachdem zunächst ein Tieffliegerangriff die Abreise verzögert hat. Nach der ersten Etappe gerät der Transport erneut unter Beschuss; die Fliegerbomben – „Leuchtbomben“⁶⁹ am Nachthimmel – und das erhellte Gelände prägen sich ins Gedächtnis des Jungen ein. Nach 10-tägiger Zugfahrt erreichen die ZwangsmigrantInnen die Steiermark, wo sie in einer Schule einquartiert werden. Alfred setzt seine Ausbildung an der örtlichen Hauptschule fort, bis im April 1945 das Vorrücken der russischen Front Anlass zu einem erneuten Aufbruch gibt. Nach einer langwierigen Fahrt in öffentlichen Verkehrsmitteln erreicht die Gruppe eine oberösterreichische Ortschaft, wo sie zunächst wiederum in einer Schule und später bei Bauern einquartiert wird.

Auch Familie Graf sieht von ihren Remigrationsplänen ab, als sie von der Lagerinternierung der ersten deutschsprachigen RückwanderInnen erfährt. Somit müssen nach Kriegsende anderweitige Pläne geschmiedet werden. Obwohl Alfred ursprünglich eine akademische Karriere einschlagen wollte, befürchtet er, in der Schule durch Alter und Körpergröße mittlerweile unangenehm aufzufallen und zieht es vor, zunächst auf einem Bauernhof zu arbeiten. Die anschließende Lehrstellensuche des 16-Jährigen gestaltet sich schwierig, da die Familie mit dem Gedanken spielt, nach Südamerika auszuwandern. Potentielle Auszubildende stehen dem staatenlosen Bewerber – der allerdings unbedingten Qualifizierungswillen, in egal welche berufliche Richtung, mitbringt – daher besonders skeptisch gegenüber. Schließlich erklärt sich ein ebenfalls aus *Stadt X* stammender Schneidermeister bereit, Alfred auszubilden. Formelle Hürden kann er mit Hilfe eines Berufsberaters umgehen und besteht nach 3 Jahren inoffizieller Lehrzeit die Gesellenprüfung.

⁶⁸ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

⁶⁹ Ebenda.

Der junge Herr Graf findet eine Anstellung in Linz und heiratet 1954 eine zwangsmigrierte Haushälterin aus *Stadt X*. Mit Unterstützung der Eltern baut das junge Paar ein Haus und bekommt mehrere Kinder. Gleichzeitig will Herr Graf als selbstbezeichneter „Streber“⁷⁰ seine Karriere vorantreiben und besucht berufliche Fortbildungskurse im In- und Ausland. Mit 26 Jahren legt er die Meisterprüfung ab und arbeitet zunächst von zuhause aus. Gerne würde er eine eigene Schneiderei eröffnen, doch das Haus der Familie liegt abgelegen. Herr Graf kauft einen günstiger gelegenen Baugrund in Linz, errichtet einen provisorischen Arbeitsraum mit angrenzendem Wohnbereich, und wagt 1959 den Schritt in die Selbstständigkeit. Das Geschäft läuft gut, Herr Graf kann in den folgenden Jahren stets ein bis zwei Lehrlinge ausbilden, mehrere Gehilfen anstellen und sein Haus ausbauen.

Herr Graf ist froh, in Österreich zu leben, und wartet bis Ende der 1970er Jahre mit seiner ersten Reise in die „alte Heimat“. Heute bezeichnet er sich als „zufrieden an allen Ecken und Enden“⁷¹ und ist dankbar dafür, seinen Ruhestand in guter Gesundheit zu erleben.

4.3.6 Fr. Marianne Lindinger: „Meinen Vater sehe ich heute noch dort stehen“⁷²

Frau Lindinger wird 1935 ebenfalls in *Stadt X* geboren. Sie wächst in einer Bauernfamilie als Einzelkind auf. Als im Oktober 1944 Frauen und Kinder zur Flucht aufgerufen werden, verabschieden sich die neunjährige Marianne und ihre Mutter tränenreich vom Vater. In einem Militärlastwagen werden sie über Ungarn nach Schlesien gebracht, dort über Weihnachten in einem Gasthaus und anschließend in einem Privathaushalt untergebracht. Im Februar 1945 wird auch dieses Gebiet evakuiert, doch die beiden Lindingers und ihre Gastfamilie stoßen nach eintägigem Fußmarsch auf einen vereisten Gebirgszug, der sie zum Umkehren zwingt. Nach erfolgtem Einmarsch der russischen Armee quartieren sich fünf Soldaten im Haus ein; für die BewohnerInnen beginnt eine angsterfüllte Zeit, in der sie wiederholt bedrohlichen Situationen ausgeliefert sind.

⁷⁰ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

⁷¹ Ebenda.

⁷² Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

Völlig unvermittelt wird eine dritte Flucht notwendig, während der Marianne miterlebt, wie eine Freundin nur knapp einer Vergewaltigung entgeht. Die Lindingers geraten erneut in die Hände der russischen Armee, für die die Mutter bis Kriegsende Zwangsarbeit verrichten muss. Nach ihrer Entlassung wollen Mutter und Tochter mit dem Zug nach *Stadt X* zurückkehren, werden aber an der jugoslawischen Grenze aufgehalten und gemeinsam mit anderen Deutschsprachigen zurückgeschickt. Auf der anschließenden Fahrt in Richtung Österreich fühlt sich niemand für die ZwangsmigrantInnen zuständig, die sich daraufhin notdürftig selbst verpflegen und hungern.

Im Juni 1945 erreichen die Lindingers eine Kleinstadt in der Nähe von Wien, wo sie auf einem Bauernhof untergebracht werden. Da dort jedoch innerfamiliäre Gewalt ein Problem darstellt, ziehen Mutter und Tochter im Herbst zu einer anderen Gastfamilie um, bei der es ihnen besser geht. Marianne kann wieder eine Volksschule besuchen, muss allerdings vor und nach dem Unterricht im Haushalt mithelfen. Die frühere Vorzugsschülerin erzielt zunächst nur durchschnittliche Leistungen, kann sich aber nach und nach verbessern. Anfang 1946 erfahren die Lindingers, dass sich Angehörige in Oberösterreich aufhalten. Ein bestochener LKW-Fahrer bringt sie ohne gültige Ausweise über die Demarkationslinie, und nach der glücklichen Meisterung eines Zwischenfalls erreichen die beiden ihren Zielort. Dort setzt eine allmähliche Normalisierung ein.

Nach der Volksschule entscheidet sich Marianne trotz sehr guter Noten gegen einen weiteren Schulbesuch, da sie sich als „armes Flüchtlingskind“⁷³ fühlt und befürchtet, durch ihre Kleidung unter ÖsterreicherInnen unangenehm aufzufallen. Stattdessen beginnt sie, bei einem Bauern als Küchenhilfe zu arbeiten und heiratet 1958 einen Mann, den sie bereits in ihrer Kindheit kannte. Anschließend ist die junge Frau Lindinger drei Jahre lang in einem handwerklichen Betrieb tätig und bekommt mehrere Kinder.

Ende der 1970er besucht Frau Lindinger erstmals wieder ihre „alte Heimat“; 2003 begleitet sie ihren Mann und zwei ihrer Kinder auf einer organisierten, 5-tägigen Busreise nach *Stadt X*. Obwohl Frau Lindinger heute mit ihrem Leben zufrieden ist, belastet es sie nach wie vor, nichts über das Schicksal ihres Vaters zu wissen. Ihre diesbezügliche Ungewissheit empfindet sie als furchtbar und den Verlust als nicht verarbeitbar.

⁷³ Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

5 Analyse

Im Folgenden sollen die individuellen lebensgeschichtlichen Erzählungen zunächst in drei Kapiteln genauer betrachtet werden: „Heimat verlieren“, „Heimat finden“ und „Heimat erinnern“. Dies bedeutet eine themenzentrierte Analyse, aus der sich gleichzeitig eine Chronologie ergibt. Nach einer allgemeinen Einleitung werden Erinnerungserzählungen zur jeweiligen Phase vergleichend gegenübergestellt, wobei in Form direkter Interviewauszüge die verschiedenen Personen „zu Wort“ kommen sollen. Da die Methode des lebensgeschichtlichen Interviews weite Spielräume eröffnet, deren Gestaltung u.a. in inhaltlicher Hinsicht weitestgehend dem/ der ErzählerIn obliegt, wurden nicht alle drei Phasen von allen sechs Personen gleich eingehend behandelt. Dementsprechend finden pro Kapitel zwischen vier und sechs aussagekräftige, persönliche Schilderungen Berücksichtigung. Anschließend werden einige formelle Merkmale von Erinnerungserzählungen im Allgemeinen beschrieben und interpretiert, bevor die Erzähltechnik traumatischer Episoden besondere Berücksichtigung findet.

5.1 Heimat verlieren: Zwangsmigrations- und Kriegserfahrungen

Ein Emigrant verliert seine Heimat und erhält dafür zwei Fremden.
Alfred Polgar⁷⁴

Der Zweite Weltkrieg und die damit einhergehende unfreiwillige Trennung von der „Heimat“ stellte für die Betroffenen – abhängig von Geschlecht, damaligem Alter, Herkunftsregion, Zeitpunkt, Form und Dauer der Flucht sowie dem Ausmaß traumatischer Erfahrungen – unterschiedliche Erfahrungswirklichkeiten dar (Engelhardt 2001: 63f). Für Männer im wehrfähigen Alter bedeutet die Einberufung zum Kriegsdienst eine Unterbrechung ihres bisherigen Lebenswegs und die Durchkreuzung diverser beruflicher wie privater Pläne. Je nach Einsatzart, -ort und -dauer machen sie als Soldaten schlimme Erfahrungen, erleiden Verletzungen oder geraten in Gefangenschaft. Gleichzeitig leiden sie

⁷⁴ Zit. nach Krist/ Wolfsberger 2009: 181.

unter der Trennung von ihrem gewohnten sozialen Umfeld: Sorge und Angst um die Familie nehmen mit der Dauer des Krieges zu; viele Männer haben keinerlei Möglichkeit zur Kontaktaufnahme, um sich über Aufenthaltsort und Befinden von Eltern, Partnerin und/oder Kindern zu informieren.

Direkter Kriegsteilnehmer war lediglich einer meiner Informanten: Herr Markus Ziegler wird als 20-Jähriger zum Militär einberufen und 1941 als Granatwerfer in Russland eingesetzt. Während seines Weihnachtsurlaubs 1942 will er nach Wien flüchten, um dort Arbeit zu suchen; allerdings greift die deutsche Armee den jungen Herrn Ziegler auf und entsendet ihn in den jugoslawischen Partisanenkrieg⁷⁵, in dessen Zuge er durch ein Explosivgeschoss am Kopf verwundet wird. Als der Lazarettzug, der ihn aus Jugoslawien fortbringen soll, von Tieffliegern attackiert wird, kann sich der Verletzte rechtzeitig in einem Kornfeld in Sicherheit bringen. Nach einem Erholungsaufenthalt in Deutschland begibt sich Herr Ziegler mit Hilfe der Feldgendarmarie auf die Suche nach seiner Einheit; überrascht begrüßt diese ihren tot geglaubten Kameraden. Gegen Kriegsende wird Herr Ziegler nach Salzburg geschickt und dort entlassen. Das Angebot, einen administrativen Posten in einem Linzer Flüchtlingswohnlager anzutreten, erleichtert ihm seine vorläufige Entscheidung: „Und so bin ich dann in Österreich geblieben – das heißt, mit dem Gedanken, einmal werde ich ja doch noch heimkönnen“⁷⁶.

Der um neun Jahre jüngere Herr Johann Zweig wird Ende 1944 im Rahmen des sogenannten „letzten Aufgebots“ ebenfalls eingezogen. Gemeinsam mit ca. 100 anderen erst 16-Jährigen wird ihm in Ungarn eine fünfmonatige militärische Ausbildung erteilt. Viele der jungen Rekruten sind zum ersten Mal von zuhause fort, und so macht sich – gemeinsam mit Hunger – Heimweh breit:

Beim Militär war ja auch das Essen schon so schmal, wir waren ja lauter Buben, wir haben ja alle Hunger gehabt, und am Abend, wir sind so beieinander gegessen, haben gesagt: Na, wenn wir jetzt daheim wären, jetzt täten wir Schweine schlachten, und da war alles da – und hier... hast du einen Tee, eine Wassersuppe, und ein Kommissbrot.⁷⁷

⁷⁵ Vgl. Kapitel 5.4.1.

⁷⁶ Interview mit Hr. Ziegler vom 7. Jänner 2009.

⁷⁷ Interview mit Hr. Zweig vom 12. Mai 2008. Die Interviews wurden zwecks besserer Lesbarkeit auf Hochdeutsch transkribiert, grammatikalisch bereinigt, evtl. unverständliche Wortwahlen erläutert und durch [..., *Anm.*] gekennzeichnet. Die InterviewpartnerInnen authentisch und respektvoll zu repräsentieren stand bei Überlegungen zur Wiedergabe ihrer Äußerungen stets an erster Stelle.

Zu einem Einsatz als Frontsoldat kommt es nicht mehr. Nach dem Untertauchen ihrer Befehlshaber schließen sich die Burschen in Gruppen zusammen. Herr Zweig zieht eine Heimkehr zwar in Erwägung, begibt sich aber dann auf Arbeitssuche und gelangt – weitgehend auf sich allein gestellt – über Niederösterreich und Bayern nach Salzburg, wo ihn seit Vater abholt und mit dem Zug zu den anderen Familienmitgliedern nach Linz bringt.

Wie der Großteil der männlichen Zwangsmigrierten⁷⁸ verlieren Herr Ziegler und Herr Zweig ihre „Heimat“, ohne die Möglichkeit zu einem bewussten Abschied gehabt zu haben: Anders als Frauen und Kinder erleben sie Flucht bzw. Vertreibung nicht direkt mit, sondern verlassen ihr Zuhause in der Annahme, nach Kriegsende wieder an ihre bisherigen Wohnorte zurückkehren und an ursprüngliche Lebenspläne anknüpfen zu können. Stattdessen werden sie bei Kriegsende mit den Folgen der Zwangsmigration konfrontiert und quasi vor vollendete Tatsachen gestellt. Der Verlust der „Heimat“ trifft sie somit zeitversetzt, abrupt und möglicherweise deshalb besonders hart.

Drei meiner InformantInnen treten im Herbst 1944 – als Kinder in Begleitung von erwachsenen Angehörigen – die Flucht aus *Stadt X* an: die neunjährige Marianne Lindinger mit ihrer Mutter, der zwölfjährige Alfred Graf mit seiner Mutter und Großmutter, und die 13-jährige Elise Schuster mit ihrer Mutter und jüngeren Schwester.⁷⁹ Obwohl Flucht für Kinder und Jugendliche durchaus eine große Belastung darstellen kann, erleben sie diese im Vergleich zu Erwachsenen tendenziell als weniger dramatisch, da sie die Tragweite des Geschehens nicht überblicken und drohende Gefahren häufig noch nicht realistisch einschätzen können. Teilweise scheinen Jüngere die Flucht sogar als „spannendes und aufregendes Abenteuer“ (Engelhardt 2001: 76) erlebt zu haben. Damals Minderjährige berichteten später, dass sie das Meistern wichtiger übertragener Aufgaben (z.B. das Lenken des Pferdewagens) mit Stolz erfüllte und sie eine besondere Verantwortung für jüngere Geschwister fühlten. Gleichzeitig wurden diese Veränderungen als endgültiges und vorschnelles Ende der Kindheit erlebt (ebenda: 93; 95). Buben und Mädchen, die von ihren Angehörigen getrennt werden, direkter Gewalt ausgesetzt sind oder mitbekommen, wie Bezugspersonen erniedrigt, misshandelt oder gar getötet werden, erleben die Zwangsmigration hingegen als traumatisch (ebenda: 76).

⁷⁸ Nur 8% derjenigen, die 1945 achtzehn Jahre oder älter waren und aus Gebieten außerhalb des Deutschen Reichs (ohne Tschechoslowakei) stammten, nahmen direkt an Flucht oder Vertreibung teil (Engelhardt 2001: 69).

⁷⁹ Inhaltliche Überschneidungen in den Fluchterzählungen von Fr. Schuster und Hr. Graf legen sogar die Vermutung nahe, dass sich beide im selben Zug befanden.

Herrn Grafs Erinnerungserzählungen scheinen diese Thesen weitgehend zu bestätigen. Bei der Evakuierung aus *Stadt X* habe er „gar nix“ empfunden: „Ich habe da nicht gefühlt, dass ich... dass ich flennen [weinen, *Anm.*] muss, weil ich jetzt gehen muss, oder sonstwie“⁸⁰. Als Zwölfjähriger habe er die Signifikanz der Ereignisse „vielleicht noch nicht so richtig begriffen“⁸¹. Die Zugfahrt sah er weder als „spannendes jugendliches Abenteuer“ – wie Engelhardt (2001: 76) die Fluchtimpressionen mancher Halbwüchsigen beschreibt – noch als traumatische Erfahrung, sondern mit kindlicher Unbekümmertheit: „Ich hätte mir gar nicht vorstellen können, wo wir hinfahren; wir sind einfach gefahren!“⁸² Die Familie erreicht die Steiermark, plant erst eine Rückkehr nach *Stadt X*, dann eine Auswanderung nach Südamerika; letztendlich tritt der junge Herr Graf in Oberösterreich eine Schneiderlehre an.

Frau Schusters Emotionen bei der Abfahrt scheinen nahezu identisch gewesen zu sein: „Ich könnte gar nicht sagen, dass ich da jetzt geheult und geflennt [geweint, *Anm.*] hätte, wie wir fort sind; vielleicht ist man da noch ein bissl zu... zu naiv“⁸³, erinnert sie sich. Als 13-Jährige habe sie die Vorgänge – ähnlich wie die meisten anderen Kinder – „gar nicht so tragisch genommen“⁸⁴. Eine Zwischenstation für die Schusters stellt ebenfalls die Steiermark dar, von wo aus der Vater Frau und Töchter abholt und auf einen oberösterreichischen Bauernhof bringt.

Frau Lindinger hat weniger den Abschied von der gewohnten Umwelt als vielmehr die gewaltsame Trennung von ihrem Vater in belastender Erinnerung behalten:

Also, das... die Heimat verlieren und das alles, das... glaube ich haben wir als Kinder nicht einmal so [als tragisch erlebt, *Anm.*] Aber was für mich ganz furchtbar war, [war dass] mein Vater nicht mitgekommen ist. [...] Also, das war das Schlimmste: Nicht weil wir weg haben müssen, oder mein – das Haus; das Schlimmste war, [dass] mein Vater dort [an der Sammelstelle, *Anm.*] stehengeblieben [...] ist. Das war schlimm.⁸⁵

Die Zwangsmigrantinnen gelangen über Ungarn nach Schlesien, wo sie von der sowjetischen Armee eingeholt werden. Eine von „sehr, sehr viel Angst“⁸⁶ bestimmte Zeit bricht an,

⁸⁰ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

⁸¹ Ebenda.

⁸² Ebenda.

⁸³ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

⁸⁴ Ebenda.

⁸⁵ Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

⁸⁶ Ebenda.

während der die Neunjährige wiederholt traumatisierende Situationen miterlebt⁸⁷. Nach Kriegsende und einem vergeblichen Versuch, nach *Stadt X* zurückzukehren, kommen das Mädchen und seine Mutter vorläufig bei einer niederösterreichischen Bauernfamilie unter. Dort setzt ab dem Sommer 1945 eine allmähliche Normalisierung des Alltagslebens ein.

Interessanterweise thematisierten alle drei InformantInnen von sich aus ihr damaliges niedriges Alter und setzten ihre Perspektive in Relation zu der von Erwachsenen, welche die Abreise ihrer Überzeugung nach emotional wesentlich intensiver belastete. Engelhardts oben zusammengefasste Erfahrungswerte scheinen sich hier weitestgehend zu bestätigen. Ungeklärt bleibt allerdings, ob meine GesprächspartnerInnen den Kummer der älteren Generation in der Situation selbst realisierten, während der Nachkriegsjahre in Österreich bemerkten, oder ob erst spätere – z.B. aus einschlägiger Literatur und Fernsehreportagen bezogene – Informationen zu dieser Einschätzung führten. Ihre relative Indifferenz mag sich außerdem zum Teil aus der Annahme ergeben haben, der Abschied sei kein endgültiger: „Das ist uns ja eingetrichtert worden, wir fahren ja nicht so weit, und dann kommen wir ja wieder zurück“⁸⁸. Welche zeitlichen und geographischen Dimensionen die Zwangsmigration im Endeffekt annehmen würde, konnte im Herbst 1944 wohl kaum jemand von den Betroffenen – und am allerwenigsten die Kinder – erraten. Ob der Verlust von „Heimat“ umso tragischer erlebt wird, je älter eine Person ist, kann vor diesem Hintergrund schwer beurteilt werden.

Herr Wildmann muss ab Mai 1945 Zwangsarbeit für die russische Armee verrichten. Nach mehreren Einsatzorten und traumatischen Erfahrungen⁸⁹ kann er – als einziger unter den sechs ZeitzeugInnen – vorübergehend an seinen Heimatort zurückkehren. Bevor die Familie ins Ausland flüchtet, genießt er die letzten Wochen in der vertrauten Umgebung: „Seltsamerweise störte jenen Sommer auch nicht die Melancholie, die im Wissen um die Nähe des endgültigen Abschieds [...] von Elternhaus und Heimat ihre Ursache hatte“ (Wildmann 1986: 145). Diese Chance, bewusst Abschied zu nehmen, sieht Herr Wildmann als möglichen Grund, warum er viel länger als andere ZwangsmigrantInnen kein Bedürfnis nach Rückkehr verspürte⁹⁰.

⁸⁷ Siehe Kapitel 5.4.1.

⁸⁸ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

⁸⁹ Siehe Kapitel 5.4.1.

⁹⁰ Siehe Kapitel 5.3 und 6.4.

5.2 Heimat finden: Einleben im Österreich der Nachkriegszeit

Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.

Karl Valentin⁹¹

Als häufig verwendeter, aber selten definierter Begriff kann „Integration“ vieles meinen: Interaktive Prozesse „gegenseitige[r] Annäherung unter der Voraussetzung von Chancengleichheit und Gleichberechtigung“ (Strasser 2009: 24); die Forderung völliger, einseitiger Anpassung (Assimilation); Sehnsüchte nach einer „Multi-Kulti-Gesellschaft“ à la *American melting pot*; implizite oder explizite Warnungen vor der Entstehung einer „Parallelgesellschaft“; etc.

Laut dem deutschen Soziologen Esser (2001) können vier Aspekte gesellschaftlicher Integration differenziert werden: Kulturelle Integration (Wissens- und Kompetenzerwerb); strukturelle Integration (gesellschaftlicher Status); soziale Integration (interpersonelle Kontakte; sowie emotionale Integration (Identifikation).

In Zusammenhang mit den ZwangsmigrantInnen des Zweiten Weltkriegs fallen häufig Schlagwörter wie „Integrationswunder“ oder „Erfolgsgeschichte“ (Engelhardt 2001: 269); im deutschen Kontext wird auch gerne von der „größte[n] Herausforderung und Bewährung des sich neu formierenden [...] Staatswesens“ (Endres 1998) gesprochen. Die Republik Österreich ermöglichte Zwangsmigrierten mit dem Erlass des sogenannten Optionsgesetzes 1954 einen unkomplizierten Erwerb der Staatsbürgerschaft (Stanek 1985: 31f).

„Ein Begriff wie ‚Integration‘ harmonisiert die historischen Tatsachen auch in der Erinnerung“ (Lehmann: 1993: 69), täuscht allerdings leicht über die Realität der unmittelbaren Nachkriegszeit hinweg. Tatsächlich dachte im Österreich der späten 1940er und frühen 1950er Jahre kaum jemand daran, den Zwangsmigrierten „die Hand zu reichen, um sie in die Familie der Österreicher aufzunehmen“ (Stanek 1985: 26). Während PolitikerInnen zunächst versuchten, das „Volksdeutschenproblem“ (ebenda: 28) aufs Ausland abzuwälzen, waren die meisten Zivilpersonen mit der Lösung eigener Probleme beschäftigt: „Die Integration der Vertriebenen geschah um den Preis, daß sie schwiegen über

⁹¹ Bachmaier, Helmut (Hrsg): „Karl Valentin: Mögen hätt ich schon wollen, aber dürfen hab ich mich nicht getraut! Das Beste aus seinem Werk“. München u.a.: Piper 1990, 50.

ihre Erlebnisse: jeder der Einheimischen, mit der eigenen Daseinsinstallation nach dem Krieg befaßt, wies ihre Erzählungen ab“⁹² (Schoeller zit. nach Kossert 2008: 301).

Folglich legten viele Zwangsmigrierte im neuen Umfeld eine „bis zum Versteckspiel mit der eigenen Identität“⁹³ reichende, demonstrative Anpassungsbereitschaft“ (Bade zit. nach Lehmann 1993: 26) an den Tag und gaben sich größte Mühe, „nicht aufzufallen, nicht als Fremder erkannt, ausgegrenzt und beschimpft zu werden“ (Kossert 2008: 331). Wer später über den Neuanfang in Deutschland oder Österreich berichtete, tat es meist in Form einer beschönigenden „Integrationsstory“⁹⁴.

Obwohl die Linzer Gymnasiasten zunächst über seinen Dialekt „geschmunzelt“ hätten, sei er „schnell einer von ihnen“⁹⁵ geworden, erinnert sich Herr Wildmann an seinen Schulstart in Österreich. Diskriminierung erfährt er von seinen neuen Mitschüler keine, zieht es aber dennoch vor, sich sprachlich schnell anzupassen. Zusätzlich zum Klassenverband findet er auch in einer kirchlichen, „aus Vertriebenen und Einheimischen bestehenden Jugendgruppe“ Anschluss: „Es gab da keine Integrationsprobleme“ (Wildmann 2009a: 33). Der junge Herr Wildmann beginnt ein Theologiestudium, seine Brüder ergreifen Berufe – „und so haben wir uns da etabliert“⁹⁶.

„Ärmlich gelebt, aber nicht gehungert“⁹⁷ haben die Schusters im Nebengebäude eines oberösterreichischen Bauernhofs. Von ihrem neuen sozialen Umfeld fühlte sich die Familie gut aufgenommen:

Wir haben nicht das Gefühl gehabt, dass sie [die Mitglieder der Bauernfamilie, *Anm.*] uns verstoßen [ausgeschlossen, *Anm.*] hätten; nein. Wir [...] haben ein gutes Verhältnis gehabt. Es war nicht so, dass... dass sie sich's haben ankennen [anmerken, *Anm.*] lassen, das sind die Bauern, und das sind die Flüchtlinge. Nein, das nicht.⁹⁸

⁹² Diese Einstellung dürfte vielfach auch innerfamiliär vorgeherrscht haben: „Mein Gott, jetzt reden sie schon wieder wie es daheim war“, formulierte Hr. Wildmann stellvertretend für die desinteressierten Kinder von Zwangsmigrierten im Nachkriegsösterreich.

⁹³ Hr. Zweig berichtet von einem Bekannten, der ein exemplarisches „Versteckspiel mit der eigenen Identität“ betrieb: Um Diskriminierungen im Alltagsleben zu vermeiden, ließ er sich eine österreichische Tracht schneiden, die er in der Öffentlichkeit trug. Die pragmatische „Tarnmantel-Strategie“ erwies sich als Erfolg, der Bekannte hatte fortan tatsächlich mit weniger Problemen zu kämpfen. Vgl. Kapitel 2.1.1.

⁹⁴ Vgl. Kapitel 5.4.

⁹⁵ Interview mit Hr. Wildmann vom 28. Oktober 2009.

⁹⁶ Ebenda.

⁹⁷ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

⁹⁸ Ebenda.

Trotz dieser günstigen Startbedingungen leidet die 13-jährige Elise anfangs unter starkem Heimweh. Schlechte Erfahrungen mit ÖsterreicherInnen macht sie persönlich zu keinem Zeitpunkt; allerdings kann ihre jüngere Schwester eine Zeit lang nicht die Schule besuchen, da sich der Lehrer weigert, Flüchtlingskinder zu unterrichten.

Durch die Unterbringung in einem Linzer Flüchtlingswohnlager hat die junge Frau Schuster kaum Kontakt mit ÖsterreicherInnen, bis sie in einer Fabrik zu arbeiten beginnt; dort finden österreichische und zwangsmigrierte Angestellte ein gutes Auskommen und besuchen abends gemeinsam Tanzveranstaltungen.

Die 10-jährige Marianne Lindinger und ihre Mutter erreichen im Sommer 1945⁹⁹ Niederösterreich, wo sie als Haushaltshilfen auf Kost und Logis-Basis an eine Bauernfamilie vermittelt werden. Eine allmähliche Normalisierung setzt ein und das Mädchen kann wieder eine Volksschule besuchen. Die Integration fällt ihr „überhaupt nicht schwer“¹⁰⁰, sie findet schnell österreichische Freundinnen und bemüht sich, deren Dialekt zu übernehmen, da sie von der jüngsten Tochter ihrer Gastfamilie wegen ihrer Sprache gehänselt wird. Richtig „angepöbelt“ wird sie allerdings nie. Nach einem Umzug nach Oberösterreich verzichtet sie ab ihrem 14. Geburtstag auf einen weiteren Schulbesuch, da sie sich als „armes Flüchtlingskind“¹⁰¹ fühlt und befürchtet, unter österreichischen SchülerInnen durch ihre Kleidung unangenehm aufzufallen¹⁰².

Herr Graf betont ebenfalls, sich „gleich eingelebt“ zu haben; der Integrationsprozess sei „im Großen und Ganzen [...] problemlos“¹⁰³ verlaufen. Allerdings gibt er zu bedenken, dass die Nachkriegsjahre für die meisten ÖsterreicherInnen ebenfalls eine schwierige Zeitphase darstellten, während der die Ankunft hunderttausender ZwangsmigrantInnen zusätzliche Spannungen verursachte: „Das muss man den Einheimischen ja auch hoch anrechnen; dass... dass es da ab und zu einmal was gegeben hat, das ist auch klar – Menschen sind Menschen, so oder auch anders“¹⁰⁴. Ohne konkreter auf dieses heikle Thema einzugehen, bringt Herr Graf hier neben Dankbarkeit und Verständnis für die Mehrheitsbevölkerung zum Ausdruck, dass das Zusammenleben offenbar nicht immer reibungslos verlief. Zu dieser

⁹⁹ Das genaue Datum (auf dessen Anführung zur Sicherung der Anonymität verzichtet wurde) ist Fr. Lindinger nach wie vor präsent, was auf die hohe biographische Relevanz jenen Tages verweist.

¹⁰⁰ Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

¹⁰¹ Ebenda.

¹⁰² Konkret erinnert sich Fr. Lindinger an ein Kleid, das ihre Mutter aus alten grauen Flanellunterhosen für sie nähte: „War ja nicht schlecht, aber ich habe ja gewusst, das war eine Unterhose! Und wenn ich mit dem Kleid [...] in die Schule fahre – das wollte ich einfach nicht“.

¹⁰³ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

¹⁰⁴ Ebenda.

Perspektive dürfte beigetragen haben, dass Herrn Grafs Fußfassung in Österreich abseits des schulischen Umfelds stattfand: In der angespannten Arbeitsmarktsituation der Nachkriegsjahre begab er sich auf Lehrstellensuche, wobei sich sein Status als staatenloser Flüchtling nachteilig ausgewirkt haben dürfte.

Auch die herrschende Wohnungsnot traf verstärkt Zwangsmigrierte, wie Herr Zweig unmittelbar nach seiner Ankunft in Linz im Frühjahr 1948 feststellen muss. Die Klagen seines Vaters bezüglich der prekären Unterbringungssituation kann er zunächst nicht nachvollziehen: „Da sind doch eh so viele Häuser! Wieso kriegt man keine Wohnung?“ – „Nein“, hat er gesagt, „die Flüchtlinge kriegen keine“¹⁰⁵. Derartige „Diskriminierungserfahrungen am neuen Ort“ haben – wie bereits zuvor das „Vertrieben-worden-Sein vom Herkunftsort“ – nachweislich negative Auswirkungen auf den Selbstwert von MigrantInnen (Kronsteiner 2009: 331). Nach mehreren Jahren als Bauarbeiter steigt Herr Zweig in einer Fabrik schnell zum Schichtführer auf, was ihm – wie auch den übrigen MitarbeiterInnen mit Zwangsmigrationshintergrund – den Neid österreichischer KollegInnen einbringt:

Unser Betriebsleiter [...] der hat eigentlich zu uns Ausländern – wir waren ja die Ausländer zu dem Zeitpunkt – [...] mehr Vertrauen gehabt [...] Dann haben sie [die österreichischen ArbeiterInnen, *Anm.*] eh immer gesagt, „ja, die Volksdeutschen, die werden bevorzugt, und das könnten wir auch machen...“¹⁰⁶

Interessant an diesem Interviewauszug ist unter anderem, dass sich Herr Zweig selbst der Gruppe der „Ausländer zu dem Zeitpunkt“ zuordnet: Im Gegensatz zu heute fühlte er sich damals im Land fremd. Offenbar ist Herr Zweig mittlerweile „zum Österreicher geworden“, bzw. Österreich zu seiner „neuen Heimat“, denn – wie es Karl Valentin komisch-absurd, aber trefflich formulierte – *fremd ist der Fremde nur in der Fremde*.

¹⁰⁵ Interview mit Hr. Zweig vom 12. Mai 2008.

¹⁰⁶ Ebenda.

5.3 Heimat erinnern: „Erinnerungsreisen“ und „Heimatabewusstsein“

*Zur Reise in die verlorene Heimat taugt ein einziger Zug.
Er wartet an einem ganz besonderen Bahnsteig,
und sein Schild sagt: Erinnerung.*
Christian Graf von Krockow (1989: 53)

„Erinnerungsreisen“, „Heimwehtourismus“, „Pilgerfahrten in die alte Heimat“ (Lehmann 1993: 108f): Bereits die Terminologie verrät, dass die Reisen, die viele Zwangsmigrierte seit Anfang der 1960er Jahren unternehmen, sowohl räumlicher als auch mentaler Natur sind. Die dafür notwendige Konfrontation jahrzehntealter Erinnerungen mit der Realität der Gegenwart läuft auf psychische Belastungen hinaus: „Erinnerungsarbeit leisten, heißt [...] der Trauer um das Verlorene sich aussetzen“ (Krockow 1989: 82). Aus diesem Grund lehnen manche Betroffenen eine Rückkehr an ihren Geburtsort bis heute ab oder zögerten diese lang hinaus. Andere hingegen entwickelten sich zu regelmäßigen „ErinnerungstouristInnen“.

In jener Personengruppe, die eine Reise für sich persönlich ausschließt – „Ich fahre da niemals hin“ (Lehmann 1993: 112ff) – herrschen verschiedene Ängste vor: Meist die Angst, sich selbst seelisch (oder auch körperlich) zu viel zuzumuten und alte Wunden aufzureißen, oder die Angst, neue Eindrücke könnten bewährte Erinnerungsbilder überlagern, die danach mühsam wieder rekonstruiert werden müssten: „Zwei Heimaten, ein östliches Erinnerungsbild im Kopf und eine zweite Heimat in der Realität des Westens, das soll ausreichen. Eines dritten Bildes bedarf es nicht“ (ebenda: 113).

Dass derartige Reisen in die eigene Vergangenheit emotional aufwühlend und belastend¹⁰⁷ sein können, steht außer Zweifel. Nachdem die psychische Verfassung bekanntlich die physische beeinflusst, können sich gesundheitliche Beschwerden von Zwangsmigrierten auf „Erinnerungsreisen“ sowohl verbessern als auch verschlechtern¹⁰⁸.

¹⁰⁷ „Ich glaube, wenn er weinen könnte, hätte er das gemacht in dem Moment“, beschrieb ein mitgereister Sohn die Gemütslage seines über 70-jährigen Vaters beim Wiedersehen mit seiner Jugendflamme (Lehmann 1993: 117). Vielfach bedarf es nicht einmal einer tatsächlichen Reise, um derartige Reaktionen auszulösen: Bei einigen InformantInnen löst bereits die „mentale Reise“ im Rahmen lebensgeschichtlichen Erzählens seelische Ausnahmezustände aus (vgl. Kapitel 3.2).

¹⁰⁸ Der erwähnte 70-Jährige erlitt auf der Rückreise einen Herzanfall (Lehmann 1993: 117); Fr. Gratz hingegen sah ihr Enkel auf gemeinsamen Ungarnreisen „richtig aufleben“ (private Korrespondenz vom 25. März 2010).

Dazu konnte bereits ein einziger – wenn auch mit einem leichten Schock verbundener – Besuch des früheren Wohnorts beitragen: „Wer hier im Westen nur halbwegs ein Zuhause gefunden hatte, für den mußten die Veränderungen seiner alten Heimat so eindrucksvoll sein, daß es ihm nach seiner Rückkehr leichter wurde, sich mit der räumlichen und sozialen Umwelt [...] [in seiner neuen Heimat, *Anm.*] zu identifizieren“ (Lehmann 1993: 119). Insofern ermöglichte vielen Zwangsmigrierten auch eine „Erinnerungsreise“, die unter dem Motto „Einmal und nie wieder“ (ebenda: 114ff) erfolgte, endgültig Abschied zu nehmen und sich fortan ganz auf eine Zukunft in der „neuen Heimat“ zu konzentrieren.

Die Gruppe der gewohnheitsmäßigen „ErinnerungstouristInnen“ zeichnet sich durch wiederholte Reisen aus: „Ich fahre immer wieder“ (ebenda: 119), könnte ihr Credo lauten. Oft erklären sie den früheren Wohnort über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten zur „Urlaubsheimat“ (ebenda: 120) und entwickeln eine Art doppelte Ortsbezogenheit¹⁰⁹, da sie sich beiden „Heimaten“ verbunden fühlen.

Sämtliche InterviewpartnerInnen haben bereits „Erinnerungsreisen“ unternommen: Herrn Ziegler, Herrn Zweig und Frau Schuster zog es gleich in der erste Hälfte der 1960er Jahre an ihre Geburtsorte zurück; Herr Graf und Frau Lindinger warteten mit ihrer ersten Fahrt bis Ende der 1970er, Herr Wildmann bis 2002.

Zum frühestmöglichen Zeitpunkt – 1963 – tritt Herr Ziegler per Zug seine erste „Erinnerungsreise“ an. Bei seiner Ankunft ist er vom Ortsbild – die Gebäude erscheinen ihm wie geschrumpft – derart schockiert, dass er in Tränen ausbricht. Zum ersten Mal seit 19 Jahren kommt es zum Wiedersehen mit der Mutter und anderen Verwandten, die aufgrund ihres Alters nicht an der Migration teilnehmen konnten. Fortan reist Herr Ziegler alljährlich auf Urlaub nach Rumänien, um alte Freunde und Angehörige zu besuchen; gelegentlich nimmt er seine Frau oder die beiden Kinder mit. Zugleich leistet Herr Ziegler private Wirtschaftshilfe: Er versorgt die „Daheimgebliebenen“ mit diversen Konsumgütern und meint rückblickend, „ein kleines Vermögen da runter geschleppt“¹¹⁰ zu haben. Auf Sprachbarrieren stößt er dank seiner Rumänischkenntnisse nicht. Jederzeit ein gültiges Visum zu haben ist ihm wichtig, um auch kurzfristig (z.B. für Begräbnisse) oder spontan (wie es sich einmal beim Kartenspielen ergab) losfahren zu können. Mitte der 1990er findet Herrn Zieglers vorerst letzte Rumänienreise statt; gerne wäre er – an der Seite eines Enkels, der sich

¹⁰⁹ Lehmann (1993: 120) spricht von „gespaltenem Heimatbewußtsein“, Engelhardt (2001: 214) von einer „doppelten Heimatverortung“.

¹¹⁰ Interview mit Hr. Ziegler vom 7. Jänner 2009.

auf „Spurensuche“ begeben möchte – zu einer weiteren bereit, scheut jedoch die damit verbundenen körperlichen Strapazen.

Herr Wildmann bewegt sich am anderen Ende des Spektrums: 56 Jahre lang verspürt er eigenen Angaben zufolge kein Bedürfnis nach einem Wiedersehen, bzw. scheut davor zurück:

Man hat immer das Gefühl gehabt, es ist so – irgendwie enttäuschend, und nicht mehr das... viele die unten waren, haben gesagt [...] ich fahre nicht mehr runter, das ist nicht mehr das Dorf, das ich noch Erinnerung habe; es stimmt ja auch irgendwo! Es ist vieles umgebaut, oder; manche Häuser verfallen, andere werden ein bisschen hergerichtet; und... es ist eine ganz andere – Bewohnerschaft sowieso.¹¹¹

2002 legt Herr Wildmann auf einer Dienstreise doch einen zweistündigen Zwischenstopp in Filipowa ein. Das Betreten seines Elternhauses lehnt er allerdings ab: Als es ihm im Sommer 1946 zwei Monate lang als Versteck diente, habe sich ihm alles detailliert eingeprägt und ein Erinnerungsbild ergeben, das er sich „nicht verderben“¹¹² wolle. 2008 fährt Herr Wildmann erneut nach Filipowa, denn mit dem Alter nimmt auch sein Bezug zur „alte Heimat“ zu; diese stellt für ihn eine „kostbare Erinnerung“¹¹³ dar. Seinen heutigen Lebensmittelpunkt sieht Herr Wildmann aber dort, wo er seine Berufsjahre verbracht hat – in Österreich.

Frau Schuster hat *Stadt X* mittlerweile vier Mal – zuletzt 2003 im Rahmen einer organisierten, mehrtägigen Gruppenreise – besucht. Die erste, private Reise Mitte der 1960er tritt Frau Schuster mit einem „mulmigen Gefühl“¹¹⁴ an, das sich jedoch bald als unbegründet erweist: Ein alter einheimischer Bekannter lädt die gesamte Gruppe „Erinnerungsreisender“ – auch die ihm eben vorgestellte Frau Schuster – in sein Haus ein:

Wo man sagt, wo die Serben so brutal sein können, dass... dass man so grauslich gar nicht denken kann [...] können sie aber als Gastgeber das Letzte hergeben. [...] Von der besten Seite haben sich die gezeigt. Das ist eine Erinnerung, die vergisst man nicht. Das ist die andere Seite.¹¹⁵

Der herzliche Empfang und die großzügige Bewirtung, die Frau Schuster in diesem Privathaushalt zuteilwerden, bringen sie dazu, ihr Feindbild zu revidieren und „die Serben“ fortan differenzierter zu sehen. Nichtsdestotrotz sieht das Ehepaar Schuster heute

¹¹¹ Interview mit Hr. Wildmann vom 29. Jänner 2010.

¹¹² Ebenda.

¹¹³ Ebenda.

¹¹⁴ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

¹¹⁵ Ebenda.

Österreich als „Heimat“ an und kann sich nicht mehr vorstellen, „unten“ zu leben: „Wir sind gerne runter gefahren, und wir sind auch gerne wieder zurück gefahren nach Österreich“¹¹⁶.

Frau Lindinger begibt sich 1979 erstmals auf (privat organisierte) „Erinnerungsreise“. Gemeinsam mit ihrem Mann sucht sie dessen Elternhaus auf, wo ihnen allerdings die neuen BewohnerInnen den Eintritt verwehren. Auf dem Friedhof von *Stadt X* entdeckt Frau Lindinger das Kreuz einer im Kindesalter verstorbenen, älteren Schwester. Vieles wird fotografisch festgehalten, nach der Rückkehr ein Album mit Bildern und Kommentaren angelegt. Emotional übermäßig mitgenommen habe sie diese „Reise in die Vergangenheit“ nicht: „Ich hätte es mir irgendwo... kribbeliger vorgestellt. Aber es war... ja, es war schön, dass man es gesehen hat“¹¹⁷ – laut Lehmann (1993: 119) eine typische Aussage derjenigen, für die nicht ihre erste und einzige „Erinnerungsreise“, sondern die anschließende Rückkehr nach Deutschland bzw. Österreich zur eigentlichen „Heimreise“ wurde.

5.4 Formelle Merkmale von Erinnerungserzählungen

Bei der Analyse des erhobenen Interviewmaterials zogen mehrere „erzähltechnischen Merkmale“ meine Aufmerksamkeit auf sich: Erstens der Umstand, dass bestimmte Erlebnisse offenbar gerne in korrespondierenden „Erzählmodi“ wiedergegeben werden; zweitens die Häufung des unpersönlichen „man“ in gewissen Kontexten; drittens die Interpretations-Dichotomie „Schicksal vs. eigene Verdienste“; und viertens die erstaunliche Detailhaftigkeit mancher lebensgeschichtlicher Episoden. Diese Aspekte sollen im Folgenden erörtert und auf ihre Signifikanz hin interpretiert werden.

„Lebendiges Erzählen im Genre des Schwanks“ gilt als eine typische Form von Erinnerungserzählungen (Lehmann 1993: 220). Selbst Situationen, die „in der Realität jeglicher Komik entbehrt“ (ebenda: 222) haben dürften und wohl eher als beängstigend erlebt wurden, schildern viele rückblickend als heitere Anekdoten. Diese werden häufig mit wörtlichen Reden ausgeschmückt, die jedoch nicht als tatsächliche Wiedergabe des damals Gesagten, sondern vielmehr als Stilmittel angesehen werden müssen (ebenda).

¹¹⁶ Wortmeldung von Hr. Schuster während des Interviews mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

¹¹⁷ Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

Ein mustergültiges Beispiel hierfür lieferte das lebensgeschichtliche Interview mit Herrn Wildmann. 1946 versucht er, als siebzehnjähriger „blinder Passagier“ eines Pferdewagens nach Hause zurückzukehren; als der serbische Kutscher eine Pause einlegt, ereignet sich ein ungeplanter Zwischenfall, den Herr Wildmann 2009 folgendermaßen schildert:

Und da weiß ich heute noch eine Episode (*lacht*), die gar nicht so dramatisch ist, aber lustig ist. Irgendwo... damals weniger (*lacht*). Kommt ein Mädels raus aus der Schenke [...] und mustert mich von oben bis unten, und sagt dann: „Jesi ti švaba?“ – „Bist du ein Schwabe?“ (*lacht*) [...] Ich war so überrascht [...], habe ich gesagt, „Jesam“, also „Ja, ich bin einer“. Hat sie mich noch einmal angeschaut – das weiß ich heute noch genau – und ist verschwunden. Habe ich mir gedacht, hoppla, wenn da jetzt ein Milizsoldat oder ein Polizist oder was in der Schenke sitzt, dann gnade dir Gott.¹¹⁸

Eine potentiell lebensgefährliche Situation wird 63 Jahre später als „gar nicht so dramatisch“, direkt „lustig“ hingestellt und bringt den Erzähler wiederholt zum Lachen. Mit einem „hoppla“ bagatellisiert er sprachlich seine plötzliche Einsicht, einen bedeutenden Fehler gemacht zu haben, und spielt seinen Schock auf das Niveau von Verärgerung über ein tollpatschiges Versehen herunter. Die Detailliertheit der Schilderung („das weiß ich heute noch genau“) sowie der Umstand, dass diese Erinnerung im Rahmen einer zweistündigen „Zusammenfassung“ des eigenen Lebens überhaupt erzählt wird, beweisen allerdings die hohe biografische Relevanz, die Herr Wildmann diesen wenigen Augenblicken auch noch nach mehreren Jahrzehnten beimisst.

Erinnerungen an die Anfangsphase in Österreich werden meist in einem anderen Erzählmodus verpackt – in der „Integrationsstory“. Ausgehend von einem Nullpunkt – „Eine Familie von Habenichtsen betritt die Szene“ (Lehmann 1993: 69) – können scheinbar schnell und problemlos die gesellschaftliche Eingliederung erwirkt und wirtschaftliche Erfolge verbucht werden. Es ist ein „teleologisch angelegtes [...] zügiges Erzählen“ (ebenda), das ohne faktische Untermauerungen auskommt: Obwohl man z.B. 1948 nur 28 Schilling Bargeld besaß, habe man „viel, viel gearbeitet“¹¹⁹, sodass es letztendlich „eigentlich rapid gegangen“¹²⁰ sei: „Die meisten haben sich ein Haus erwirtschaftet; wenigstens“¹²¹. Eine locker-flockigen Erfolgsgeschichte mit Happy End, die auch gerne auf die Metaebene

¹¹⁸ Interview mit Hr. Wildmann vom 28. Oktober 2009.

¹¹⁹ Interview mit Hr. Ziegler vom 7. Jänner 2009.

¹²⁰ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

¹²¹ Ebenda.

gehoben wird – indem man etwa die Behauptung in den Raum stellt, „alle“ Zwangsmigrierten hätten es in Österreich „zu etwas gebracht“¹²².

Die „Integrationsstory“ ist sowohl für den/ die ErzählerIn als auch für die Zuhörerschaft angenehm, stößt daher auf allseits offene Ohren, und entspricht den gesellschaftlichen Idealen – aber nur zum Teil den historischen Tatsachen. Die unbequemen, komplexeren Aspekte werden weitestgehend ausgeblendet; z.B. soziales Außenseitertum zu thematisieren, würde das heutige Selbstverständnis des/ der SprecherIn („längst ‚voll integriert‘“ [Lehmann 1993: 24]) unnötig infrage stellen, und gleichzeitig die Mitglieder der „Aufnahmegesellschaft“ in ein schlechtes Licht stellen. Insofern tun die Zwangsmigrierten gut daran, die fast immer schwierige Zeit bis zu ihrer beruflichen und privaten Etablierung in der Retrospektive als „nur ein unbedeutendes Zwischenspiel“ (ebenda: 25) erscheinen lassen. Allerdings existiert neben dieser Erfolgsgeschichte meist noch eine zweite Version, die geduldiges und aufmerksames Zuhören voraussetzt (ebenda: 69).

An bestimmten Stellen der Lebensgeschichten kam es zu einer auffälligen Häufung des unpersönlichen Personalpronomens „man“. So fügt Frau Schuster der Beschreibung ihrer beengt-ärmlichen Lebensbedingungen direkt nach Kriegsende hinzu: „Man hat einfach so gelebt [...] Das war einem nicht fremd“¹²³. Zu ihrem Hausbau, der Mitte der 1950er in mehreren Phasen erfolgte, merkt sie an: „Dass man da ein [fertiges, *Anm.*] Haus hingestellt hätte [...] das Geld hat man nicht gehabt“¹²⁴. Beide Male geht es um das unangenehme Thema materielle Armut. Durch ihre stilistische Verallgemeinerung stellt sich die Sprecherin als „unpersönliche Trägerin durchschnittlicher Erfahrungen“ (Lehmann 1993: 193) dar, reiht sich in die größere Schicksalsgemeinschaft aller Zwangsmigrierten ein. Die unpersönliche Ausdrucksweise dient dazu, eine größere sprachliche Distanz zwischen Vorgang und Sprecherin herzustellen; das „man“ relativiert und vermittelt das tröstliche Gefühl: Es ging damals nicht allein mir schlecht. „*Ich* lebte in einer Baracke“ oder „*Wir* hatten nicht genug Geld“ zu sagen, würde ungleich schwerer fallen und wird deshalb vermieden.

Lagererinnerungen sind tendenziell „eher Gemeinplatz als schildernde Erzählung“, was auf das kollektive Muster „Vergessen-Wollen“ zurückzuführen ist (ebenda: 62f). Bei der Schilderung unangenehmer Erfahrungen bildet das unpersönliche „man“ ein probates

¹²² Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

¹²³ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

¹²⁴ Ebenda.

sprachliches „Schutzschild“, das dem/ der ErzählerIn ermöglicht, die eigene Persönlichkeit in den Hintergrund zu rücken¹²⁵.

Die Interpretations-Dichotomie „Schicksal vs. eigene Verdienste“ findet bei Zwangsmigrationserzählungen oft unmittelbar nacheinander Verwendung: „Eben waren noch göttliche Mächte am Wirken, im nächsten Moment hilft das eigene Geschick weiter“¹²⁶ (Lehmann 1993: 201f). Herr Wildmann bedient sich bei der Schilderung seiner Flucht aus dem Arbeitslager Gakowa ebenfalls beider Erinnerungs- bzw. Deutungsschemata. „Es war also das Problem, wie kommt man am helllichten Tag aus einem KZ hinaus?“¹²⁷ Die Lösung dieses Problems präsentiert er in einer ersten Version als Konsequenz seines eigenen Muts und Geschicks. Eine Verwandte führt den damaligen Teenager zu einem Weizenfeld am Rande eines offenen Massengrabs: „Jetzt mußt du es halt riskieren“, rief mir Maaribäsl zu. Instinktiv ließ ich mich auf die Knie nieder und begann, nun völlig im Weizen verborgen, auf allen Vieren zu kriechen“ (Wildmann 1986: 142). An der Straße angekommen, versteckt sich der Flüchtige vor zwei Partisanenoffizieren, die er „in Sekundenschnelle“ (ebenda) an ihren Uniformen erkennt, bevor er „mit Todesverachtung“¹²⁸ dem Pferdewagen nachläuft und den Kutscher überredet, ihn mitzunehmen. Die tollkühne Entschlossenheit des jungen Herrn Wildmann, sein „instinktiv“ richtiges Verhalten und schnelles Reaktionsvermögen haben demzufolge die Flucht ermöglicht.

Im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews erklärte Herr Wildmann allerdings lapidar, er habe „ein Riesenglück“¹²⁹ gehabt und offenbar just den Zeitpunkt der Wachablöse erwischt – ansonsten hätte ihn leicht ein Lagerposten beobachten und erschießen können. Diese zweite Version derselben Geschichte erweckt folglich den Eindruck, die Flucht sei der schützenden Hand Gottes oder zumindest einer Verkettung günstiger Umstände zu verdanken gewesen. Die drei anderen männlichen Interviewpartnern zogen die Dichotomie „Schicksal vs. eigene Verdienste“ zur Darstellung ihrer Berufskarrieren heran¹³⁰.

¹²⁵ Manche Vergewaltigungsopfer können nur auf diese Weise überhaupt vom erlebten Verbrechen erzählen (Lehmann 1993: 167f).

¹²⁶ Lehmann (1993: 205ff) analysiert anhand dieses Schemas Fluchterzählungen, in denen eine „Führung“ durch höhere Mächte (z.B. Schutzengel) und/ oder persönliche Leistungen (z.B. Grenzschmuggelei) für die sichere Ankunft in der „neuen Heimat“ verantwortlich gemacht werden.

¹²⁷ Interview mit Hr. Wildmann vom 28. Oktober 2009.

¹²⁸ Ebenda.

¹²⁹ Ebenda.

¹³⁰ Siehe Kapitel 6.10.

Als letztes „erzähltechnisches Merkmal“ stach die erstaunliche Detailhaftigkeit mancher lebensgeschichtlicher Episoden hervor. Die Präzision, mit der sich InterviewpartnerInnen an bestimmte Details erinnerten und diese während des Erzählens scheinbar wieder fotografisch genau vor Augen hatten, deutet darauf hin, dass sie bereits während des Erlebens manche biografische Wendepunkte¹³¹ als solche erkannten. Derartige Ausnahmesituationen, die teilweise das gesamte restliche Leben beeinflussten, wurden entsprechend ausführlich geschildert. So erwähnte Herr Zweig die Ankunftszeit des Zuges, der ihn 1948 nach Linz brachte („nachts um elf“); Georg Wildmann (1986: 142) erinnert sich an die genaue Witterung bei seiner Flucht aus dem Arbeitslager Gakowa im Jahr 1946 (ein „strahlende[r] Tag“ mit „frühsommerlich heiße[m] Flimmern“). Obwohl nachträgliche gedankliche (Re-)Konstruktionen und Ausschmückungen hier durchaus eine Rolle spielen mögen, ist denkbar, dass sich diese aufwühlenden, mit nichts zuvor oder danach vergleichbaren Erlebnisse ins Gedächtnis „eingebrannt“ haben. Ihrer einzigartigen biografischen Relevanz zollen die Erzählenden durch besonders anschauliche, detaillierte Schilderung Tribut.

Sobald eine derartige Ausnahmesituation bewältigt ist und wieder zur Normalität übergegangen werden kann, lässt auch die Schärfe der Erinnerungen abrupt nach. Über den weiteren Verlauf seiner Heimreise nach gelungenem Arbeitslager-Ausbruch, folgenlos gebliebenem Wortwechsel mit der Kellnerin und ungehindertem Passieren des letzten potentiellen Kontrollpunktes kann Herr Wildmann nicht viel sagen: „Nun hatte ich das Gefühl, gewonnen zu haben. Vielleicht fehlt mir deshalb eine präzise Erinnerung an das, was weiter geschah“ (Wildmann 1986: 144).

5.4.1 „Das sind so Sachen, die einen nicht auslassen...“¹³² : Erinnerungserzählungen von traumatischen Erlebnissen

In scheinbarem Wissen um das therapeutische Potential von lebensgeschichtlichem Erzählen (vgl. Atkinson 1998: 12; Rosenthal 1995: 167ff) brachten meine InterviewpartnerInnen unterschiedlich schwere Traumata (vgl. Kapitel 2.2) zur Sprache. Die traumatischen Erlebnisse, die sich allesamt in Zusammenhang mit „Heimat verlieren“ (Zwangsmigration

¹³¹ Fiedermutz (1999: 41) spricht in diesem Zusammenhang von „rites de passage“. Da Arnold van Gennep mit diesem Terminus meiner Auffassung nach jedoch *institutionalisierte* Übergänge von einem Lebensabschnitt in einen anderen bezeichnete, Krieg und Zwangsmigration aber wohl kaum als solche bezeichnet werden können, ziehe ich hier die Bezeichnung „biografische Wendepunkte“ vor.

¹³² Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

bzw. Kriegseinsatz) ereigneten, standen den Betroffenen beim Erzählen ihrer Lebensgeschichte offenbar wieder genau vor Augen und belasteten erneut. Im Folgenden sollen diese Episoden in die Biografien eingeordnet werden, wobei die Interviewauszüge einen direkten Eindruck der Erzählweise vermitteln und theoretische Verknüpfungen zu deren Erklärung beitragen sollen.

Traumata tragen neben „Primäropfern“ – die Gewalterfahrungen am eigenen Leib machen mussten – auch AugenzeugInnen und andere unmittelbar mit dem Geschehen konfrontierte Personen davon (Kronsteiner 2009: 334). Zu einem derartigen „Sekundäropfers“ wurde Herr Ziegler im Winter 1942/43; was er damals als Soldat in Jugoslawien erlebte, übertraf an Grausamkeit und Brutalität seine bisherigen Kriegserfahrungen.

Die Ostfront, da hat man gewusst: Der Feind ist vor mir und schießt von vorne. [...] Aber in Jugoslawien, der Partisanenkrieg, da hast du nicht gewusst, ob er nicht aus *dem* Loch oder aus *der*... hinter *dem* Baum oder hinter *dem*... [Man hat, *Anm.*] Angst haben müssen, dass man... (*ca. 3 Sek. Pause*) [Man konnte froh sein, *Anm.*] wenn man durchgekommen ist. Und vieles haben wir dort gesehen, was die... gemacht haben mit den Leuten da.¹³³

„Das Unheimliche“ (Felber-Villagra zit. nach Kronsteiner 2009: 335) in Worte zu fassen, ist traumatisierten Menschen häufig nicht möglich. Die Todesängste, die Herr Ziegler durchlitt, kommen jedoch auch ohne nähere Beschreibung deutlich genug zum Ausdruck. Das Unausgesprochene, bloß Angedeutete legt hier die Vermutung nahe, dass der damals 23-Jährige Augenzeuge brutaler Kriegsverbrechen wurde, an die er sich heute nicht mehr genauer erinnern will¹³⁴; PsychotherapeutInnen warnen ausdrücklich vor der Gefahr einer Retraumatisierung durch allzu detaillierte Erinnerungserzählungen (Kronsteiner 2009: 336).

Die unzureichende Befriedigung von Grundbedürfnissen wie Nahrung, Kleidung und Wohnen gilt zwar nicht im engeren Sinne als traumatisierend, jedoch zweifelsfrei als schwere Beeinträchtigung des Wohlbefindens von MigrantInnen (ebenda: 339). Die unangenehme Erfahrung, über keinerlei Privatsphäre bzw. hygienische Mindeststandards zu verfügen, musste Herr Wildmann im Frühjahr 1945 machen. Nachdem er als 15-jähriger Zwangsarbeiter die Senkgrube eines russischen Lazaretts hatte reinigen müssen („kein lustiges

¹³³ Interview mit Hr. Ziegler vom 7. Jänner 2009.

¹³⁴ Dass der Informant außerdem seine junge ZuhörerIn nicht belasten will bzw. befürchtet, unglaublich zu wirken, könnte eventuell ebenfalls eine Rolle spielen.

Geschäft“¹³⁵), verfolgte er nachts in der Baracke einen Wortwechsel zwischen zwei Neuankömmlingen:

„Na, wie viele Läuse hast du gefangen?“ Das haben sie noch gesprochen, es war schon um Mitternacht herum, ich bin noch wach gewesen, weil – man hat ja nicht gewusst wo man die Füße hingeben soll, nicht! Sagt er, „Naja, ich habe an die 200 Läuse geknickt“. Um Gottes Willen...! Naja, am nächsten Tag hab ich auch schon 30 gefangen (*lacht*).¹³⁶

Erst ein Jahr später ermöglicht das Insektenvertilgungsmittel DDT den Geplagten, sich von den Parasiten zu befreien. Herr Wildmann erinnert sich, zu diesem Zeitpunkt als Waldarbeiter geschuftet und gleichzeitig „fest gehungert“¹³⁷ zu haben: „Also, diese Einbrennsuppe wo fast nichts drin war, oder diese – wie soll ich sagen, irgendwie... ein bisschen Gerste, die man so aufgekocht hat, nicht, das war so blaue Suppe; oder wenn man Erbsensuppe gekriegt hat, dann sind die Käfer oben geschwommen“¹³⁸. Die unappetitliche Kost dieser Monate ist ihm offenbar in bleibender Erinnerung geblieben.

Mit ähnlichen Problemen sah sich Herr Zweig nach Kriegsende konfrontiert. Gemeinsam mit einem anderen 17-Jährigen heuert er auf einem Bauernhof als Knecht an, denn „wir haben [...] ein Bett und eine Arbeit [gebraucht]. Und zu essen.“¹³⁹ Da sie „ja schon Ungeziefer am Hemd“¹⁴⁰ haben, kocht die Bäuerin die Kleidung der beiden aus. Lachend erinnerte sich Herr Zweig an die Wohltat, „quasi desinfiziert“¹⁴¹ zu werden; vor allem aber sei er beruhigt gewesen, denn am Bauernhof habe er verlässlich „schlafen können, essen können, arbeiten können“¹⁴² – die Befriedigung menschlicher Grundbedürfnisse markierte hier das vorläufige Ende einer extrem verunsichernden Zeitspanne voller Entbehrungen.

Wenige Wochen zuvor hatte der junge Herr Zweig hilflos miterlebt, dass Juden in Zeiten des Nationalsozialismus „keinen Stellenwert“¹⁴³ haben und „fürchterlich“¹⁴⁴ behandelt werden: Ein Teenager unterstellt einem jüdischen Zwangsarbeiter verbale Entgleisungen – daraufhin wird der Beschuldigten kurzerhand im Wald hingerichtet. „Der [Jude, *Anm.*] hat sich sein

¹³⁵ Interview mit Hr. Wildmann vom 28. Oktober 2009.

¹³⁶ Ebenda.

¹³⁷ Ebenda.

¹³⁸ Ebenda.

¹³⁹ Interview mit Hr. Zweig vom 12. Mai 2008.

¹⁴⁰ Ebenda.

¹⁴¹ Ebenda.

¹⁴² Ebenda.

¹⁴³ Ebenda.

¹⁴⁴ Ebenda.

eigenes Loch graben müssen, hineingelegt, zugegraben... An den denken wir oft. [...] Also so wegen, wegen nix [wurde er erschossen, *Anm.*]...“¹⁴⁵ Herrn Zweigs Erinnerungserzählung lässt darauf schließen, dass er das damalige Geschehen fast 65 Jahre später noch immer als unfassbar, zutiefst unrecht und traurig empfindet. Seine Spekulationen, ob die Stelle markiert bzw. Freunden und Verwandten bekanntgegeben wurde, demonstrieren Mitgefühl mit den Hinterbliebenen, denen Herr Zweig gerne pietätvolles Gedenken ermöglichen will.

Tatsächlich wird die Verarbeitung eines Verlusts signifikant erschwert, wenn Angehörigen mit der Möglichkeit zum Besuch einer Grabstätte die Basis konventioneller Trauerarbeit vorenthalten wird; dies illustriert die lebensgeschichtliche Erzählung von Frau Lindinger. Übereilt musste sie sich als Neunjährige von ihrem Vater verabschieden:

Das Schlimmste [am Fluchtantritt] war, [dass] mein Vater dort [an der Sammelstelle, *Anm.*] stehengeblieben ist – den sehe ich heute noch dort stehen, am Eck – und nicht mitgekommen [ist]. Also das hat weh getan, da hab ich lange geflennt [geweint, *Anm.*] [...]

[Frage: Und haben Sie sich dann wiedergesehen, ihr Vater und...?]

Nie mehr. Das war das letzte, was ich gesehen habe von ihm.¹⁴⁶

Da auch keinerlei Informationen über sein weiteres Schicksal in Erfahrung gebracht werden konnten, empfindet Frau Lindinger eine quälende Ungewissheit und befürchtet, dass ihr Vater im Zuge eines Massakers in *Stadt X* auf grausame Weise ermordet wurde. Frau Lindinger hat das Gefühl, bis heute keine Möglichkeit zur Bewältigung ihrer Trauer um den Vater gefunden zu haben: „Das sind so Sachen, die einen nicht auslassen – wahrscheinlich ein ganzes Leben lang, weil jetzt bin ich eh schon alt genug, aber das lässt einen nicht aus“¹⁴⁷, bringt die 74-Jährige den typisch chronischen Charakter von Traumata auf den Punkt.

Während ihrer Zwangsmigration erlebte Frau Marianne Lindinger besonders viele traumatisierende Situationen. Obwohl die damals 13-Jährige keiner direkten Gewalt ausgesetzt ist, wird sie wiederholt zur Augenzeugin und somit zum Sekundäröpfung. Anfang 1945 werden das Mädchen und seine Mutter von der sowjetischen Armee eingeholt; fünf Soldaten quartieren sich bei der schlesischen Gastfamilie der Zwangsmigrantinnen ein. Die nächsten Monate sind von „sehr, sehr viel Angst“¹⁴⁸ bestimmt. Ein Mal muss das Mädchen mit ansehen, wie der Hausherr mit dem Erschießen bedroht wird, um ihn so zur Herausgabe

¹⁴⁵ Interview mit Hr. Zweig vom 12. Mai 2008.

¹⁴⁶ Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

¹⁴⁷ Ebenda.

¹⁴⁸ Ebenda.

einer versteckten Uhr zu zwingen. Als in der Nachbarschaft das Foto eines deutschen Soldaten auftaucht, stellen die Russen all ihre Mitbewohner an die Wand und versuchen mit vorgehaltener Waffe, anhand von Ähnlichkeiten die Verwandten des Feinds zu identifizieren. Beide Situationen enden glimpflich; allerdings verbrennt Mariannes Mutter aus Angst sämtliche Fotos des Vaters. Sowohl Selbstmorde als auch Vergewaltigungen seien damals „gang und gäbe“¹⁴⁹ gewesen. Marianne wird Augenzeugin, wie die halbwüchsige Tochter des Hausherrn nur knapp einer Vergewaltigung entgeht, und bekommt trotz ihres zarten Alters schon mit, „um was es da ging“¹⁵⁰.

Eine extrem verunsichernde Phase beginnt, als die Zwangsmigrantinnen im Herbst 1944 auf einer weiteren Fluchtetappe erneut in die Hände der sowjetischen Armee geraten: „Von da an wußte keiner, was die nächste Minute bringen wird“¹⁵¹. Neun Monate lang – beiden Lindingers kommt es im Nachhinein wie mehrere Jahre vor – muss die Mutter verschiedene Zwangsarbeiten verrichten und verliert dabei dramatisch an Gewicht. Mariannes größte Angst ist es, von der Mutter getrennt und nach Russland verschleppt zu werden; um dies zu verhindern, sei sie ihr „auf Schritt und Tritt nachgehatscht“¹⁵². Noch in den Nachkriegsjahren leiden Mutter und Tochter unter Alpträumen und „zittern von innen“ – typische Symptome einer Posttraumatischen Belastungsstörung (Kronsteiner 2009: 334f).

¹⁴⁹ Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

¹⁵⁰ Ebenda.

¹⁵¹ Undatiertes autobiographisches Manuskript von Fr. Lindinger.

¹⁵² Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

6 Ergebnisse: Annäherungsversuche an einen „schillernden Begriff“

„Heimat: das sind Schneeglöckchen nach der Schmelze, Apfelpfannkuchen auf blaugeblühten Arzbergtellern, Laugenbrezeln und gute Laune nach zwei Sauergespritzten, das ist Glockenläuten und Weihrauchgeruch, deutscher Mischwald oder Moorlandschaft mit Krüppelkiefern, Herzenswert des Dialekts, ewiger Hochsommer und Kartoffelbrei für die Seele“ (Romberg 2005: 117f), ließ eine Journalistin ihren Assoziationen freien Lauf.

Wie LinguistInnen mittlerweile nachgewiesen haben, wirkt sich die Mehrdeutigkeit gewisser Begriffe im Alltag oft kommunikationsfördernd und -entlastend aus (Bausinger 1984: 11); wissenschaftliche Kontexte erfordern jedoch andere Strategien im Umgang mit einem „schillernden Begriff“ (Lehmann 1993: 87) wie „Heimat“. Bausinger (ebenda) zeigt drei Optionen auf: Meidung (den unscharfen Begriff aus dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch ausklammern, was das Problem allerdings nicht löst); eine strikte, eindimensionale Definition (die aber der Komplexität der erlebten Wirklichkeit nicht gerecht wird); oder aber „Konfrontation“: der Versuch, durch intensive Analyse dem vollen Bedeutungsspektrum des Begriffs gerecht zu werden. Diesen anspruchsvollen, doch einzig sinnvollen Weg möchte ich im Folgenden beschreiten.

Mittels eines thematischen Querschnitts durch die Interviews sollen insgesamt ein Dutzend individueller „Heimat“-Assoziationen meiner GesprächspartnerInnen dargestellt, verglichen und interpretiert werden. In diesem Rahmen erfolgt auch eine Zusammenführung bzw. Gegenüberstellung des von mir erhobenen Interviewmaterials mit der relevanten Literatur. Letztendlich sollen sich die verschiedenen Einzelelemente – nach Art eines Kaleidoskops oder eines Mosaiks – zu einem (hoffentlich aufschlussreichen) Gesamtbild zusammenfügen. Dass es sich dabei um kein Resultat mit Anspruch auf Vollständigkeit oder Allgemeingültigkeit handeln wird, liegt von vornherein auf der Hand: Aussagen von sechs Personen (mit spezifischem biografischen Hintergrund) können naturgemäß nur Rückschlüsse auf ebendiesen konkreten,

überschaubaren Personenkreis zulassen ¹⁵³. Was sind – in den Augen von Zwangsmigrierten, die angeblich gleich mit zwei „Heimaten“ gesegnet (oder geschlagen?) sind – die konstituierenden Merkmale von „Heimat“?

6.1 Heimat, eine schöne Landschaft

Schön war das Banat im Sommer, wenn der Weizen reif war. Aber der war... groß; gold; wenn so ein Lüfterl drübergegangen ist, war das so ein Goldmeer. Mei, war das schön immer!¹⁵⁴

Ähnlich wie Herr Ziegler erinnern sich viele InterviewpartnerInnen ihrer „alten Heimat“ als einer einzigartig schönen Landschaft. So erwähnte auch Frau Schuster, sie habe „immer noch Sehnsucht nach der Ebene, und der Fruchtbarkeit, und das alles“¹⁵⁵ – geographische Gegebenheiten, die ihr Bild der früheren Umgebung und die Erinnerung daran bis heute bestimmen. Fiedermutz’ (1999: 22) Auffassung, Heimat werde nur selten mit Landschaft, sondern allenfalls mit „lokale[n] landschaftlichen Gegebenheiten“ in Verbindung gebracht, kann ich mich daher nicht anschließen.

Momentaufnahmen zu einer bestimmten Jahreszeit, wie Herrn Zieglers mentales Bild vom sommerlichen Banat, beeinflussen auch die Vorstellung mancher Nachkommen, die die Herkunftsgegend ihrer Eltern bzw. Großeltern nur aus deren Fotoalben kennen. Lehmann (1993: 101) berichtet von einer 35-jährigen Hamburgerin, die mit Schlesien – dem Geburtsort ihrer Eltern – vor allem unwegsame Natur, riesige Landflächen und strenge Winter verbindet. Obwohl sie die Gegend noch nie selbst bereist hat, dominiert in ihrer Vorstellung das klar umrissene Bild einer „kalten Heimat“¹⁵⁶. Sie selbst vermutet ein gerahmtes Foto in ihrem Elternhaus, auf dem Schlesien während eines schneereichen Winters zu sehen war, als Quelle dieser Assoziationen; Lehmann (1993: 230) hat dafür noch eine andere Erklärung parat: Der „Eiserne Vorhang“ wirke nachhaltig auf das kollektive (Unter-)Bewusstsein. „Die verlassene Heimat der Flüchtlinge lag in der

¹⁵³ Ferner gilt es zu bedenken, dass die Aussagen retrospektiv vom Standpunkt des Jahres 2009 aus gemacht werden (vgl. Kapitel 3.2).

¹⁵⁴ Interview mit Hr. Ziegler vom 7. Jänner 2009.

¹⁵⁵ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

¹⁵⁶ Vgl. den Buchtitel von Andreas Kossert: „Kalte Heimat“ (mit dem der Autor allerdings nicht auf klimatische Bedingungen anspielt, sondern auf die soziale „Kälte“ bzw. Ablehnung, die vielen Zwangsmigrierten in der Aufnahmegesellschaft zunächst entgegenschlug).

manichäischen Weltansicht der 1950er Jahre allemal in der feindlichen und unwirtlichen Region des Kommunismus, in der Kälte des Ostens. [...] Selbst die Vorstellungen vom Wetter können einen politisch-ideologischen Aspekt haben.“

Ein Grund, warum die „schöne Landschaft“ in den Heimerinnerungen vieler Zwangsmigrierter eine wichtige Rolle spielt, könnte darin liegen, dass sie sich – anders als Gebäude, deren „Verfall“ häufig beklagt wird¹⁵⁷ – weitgehend dem Einfluss der jetzigen Bevölkerung entzieht. Auffällig oft wird die Landschaft als Konstante in der ansonsten fremd wirkenden „alten Heimat“ wahrgenommen: „Es hat sich schon vieles verändert. – Aber die Landschaft, die blieb ja so, wie sie war. Ne herrliche Landschaft“, meinte ein gebürtiger Westpreuße nach 30 Jahren, und eine Schlesierin, die nach ihrem ersten und einzigen Besuch vom Zustand ihres Geburtsorts schwer enttäuscht war, tröstete sich: „Berge und das, das können sie ja nicht verändern“ (Lehmann 1993: 112; 118). „Heimat“ wird hier an einer unstillbaren Sehnsucht nach der „unberührten Natur“ der Kindheit, an nostalgischen Erinnerungen an „die gute alte Zeit“¹⁵⁸ festgemacht.

Dass sogar das *Fehlen* landschaftlicher Marker den Zwangsmigrierten auffällt und einen Schwall an Erinnerungen auslösen kann, demonstrierte das Interview mit Herrn Wildmann. Beim Betrachten eines Fotos seines Heimatorts merkte er an, dass es sich um eine winterliche Aufnahme handeln müsse, da die Bäume zu beiden Straßenseiten kahl seien. Das fehlende Laub bot ihm Anstoß, von einem Kindheitshobby zu erzählen:

Maulbeerbäume, Akazienbäume [...] weil Akazien für den Honig günstig sind, und die Maulbeerbäume für die Seidenraupenzucht. Unerlässlich! [...] Und Seidenraupenzucht ist... üblich gewesen. So als Bub, als Volksschüler habe ich einmal ein paar Seidenraupen gezüchtet, so ein halbes Kilo oder was. Und jeden Tag Bäume abräumen müssen, Blätter „opfern“ müssen! (*lacht*) Blätter rupfen, damit die fressen können.¹⁵⁹

„Zur Grundausstattung von Heimat gehören offenbar besonders prägnant ‚die Bäume‘. Es klingt paradox: Ausgerechnet Veränderungen in der vertrauten Natur scheinen den Lauf der Geschichte eindrucksvoll zu veranschaulichen, haben sie sich doch ‚von allein‘,

¹⁵⁷ Vgl. Kapitel 6.5.

¹⁵⁸ Vgl. Kapitel 6.2.

¹⁵⁹ Interview mit Hr. Wildmann vom 28. Oktober 2009.

d.h. ohne Zutun der neuen Bewohner der alten Heimat ergeben“¹⁶⁰ (Lehmann 1993: 115). Aus ebendiesem Grund wohnt Landschaften offenbar das Potential inne, Zwangsmigrierten auf „Erinnerungsreisen“ die lange Zeitspanne seit ihrem Verlassen der Gegend vor Augen zu führen.

6.2 Heimat, die heile Welt meiner Kindheit

„Heimat ist ein Erfahrungsraum der Vertrautheit, der in der Kindheit entsteht“, lautet eine Definition Krockows (1989: 131), die sich offenbar allgemeiner Popularität erfreut. Drei meiner InterviewpartnerInnen mussten die „alte Heimat“ als unter 14-Jährige verlassen und lernten sie daher tatsächlich nur aus kindlicher Perspektive kennen. Allerdings kommen auch Herrn Ziegler, der damals immerhin schon 20 Jahre alt war, beim Erinnern an „Heimat“ Bilder aus glücklichen Kindertagen vor Augen:

Unser Ort war – drum herum waren lauter kleine Teiche [...] Als Kinder sind wir dann immer Schlittschuh gefahren dort, um den ganzen Ort sind wir immer gefahren. [...] Da ist dann gerauft worden! (*lacht*) Und es war... die Kindheit war schon auch schön, nicht. Wir haben nichts anderes gekannt!¹⁶¹

Frau Schuster assoziiert mit *Stadt X* ebenfalls unbeschwerte Kinderspiele in einem behüteten Umfeld:

War eigentlich eine schöne Kinderzeit [...] Wir waren in unserer Straße viele Kinder, Buben und Mädchen, da haben alle miteinander gespielt, da waren breite Straßen [...] Also, es war sehr lebhaft; und.... eigentlich frei alles, man hat keine Angst haben müssen – dass da ein Auto kommt, hat's ja damals in den Nebenstraßen noch gar nicht gegeben.¹⁶²

¹⁶⁰ Genauer analysieren den Zusammenhang zwischen Wald und Kultur bzw. Heimatgefühl Lehmann (1996; 1999) und Malkki (1997). Allerdings weist Krockow (1989: 25) auf folgende Paradoxie hin: „In seiner Urnatur bildet er [der Wald, *Anm.*] nicht etwa Heimat, sondern einen Inbegriff des Schreckens. Greuliches herrscht darin [...], wie die Sagen und Märchen uns wieder und wieder berichten“. Selbst moderne Fiktion, wie z.B. M. Night Shyamalans Kino-Thriller „The Village“, verwendet Wälder gerne als Lebensraum unheimlicher, bedrohlicher Kreaturen.

¹⁶¹ Interview mit Hr. Ziegler vom 7. Jänner 2009.

¹⁶² Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

Beide InformantInnen betonen in diesen Heimatassoziationen eine malerische Umwelt, kombiniert mit sozialer Idylle: Ungeachtet ihres Geschlechts, ihrer Religion¹⁶³, ethnischen Zugehörigkeit¹⁶⁴ oder unterschiedlichen familiären Hintergründe spielen „alle“ Kinder brav miteinander¹⁶⁵; sogar Raufereien bieten rückblickend Anlass zur Erheiterung. Diese kindlichen Abenteuer spielen sich in der Erinnerung vor der Kulisse einer überschaubar kleinen, heilen Welt ab: Die Ortschaften können auf Schlittschuhen umkreist werden und sind von äußerst niedrigem Verkehrsaufkommen geprägt¹⁶⁶ – Sorgen bezüglich der Sicherheit erscheinen somit komplett überflüssig. Im gleichen Atemzug beschreibt die Informantin das Umfeld, in dem sie bis zu ihrem 13. Lebensjahr aufwuchs, als unbeschwert („frei“) und trotzdem behütet („man hat keine Angst haben müssen“).

Fiedermutz (1999: 21) stellte fest, dass viele Zwangsmigrierte bei „Heimat“ an „so schöne Dinge aus der Kindheit“ wie Schlittenfahren, Fußballspielen oder Badengehen denken; „nett“ bzw. „wunderschön“ fallen in diesem Zusammenhang als außergewöhnlich oft gebrauchte Adjektive auf. Allem Anschein nach präsentieren viele InterviewpartnerInnen Erinnerungsbilder der „alten Heimat“, die im Verlauf der Jahre zunehmend „weichgezeichnet“ wurden und einen verklärten Gegenentwurf zu jener unbeständigen, gefährlichen (und teils schlichtweg brutalen) Erwachsenenwelt darstellen, mit der sie durch Zwangsmigration bzw. Kriegseinsatz unmittelbar konfrontiert wurden; wie bereits erwähnt, empfanden viele Minderjährige die Zwangsmigration als verfrühtes Ende ihrer unbeschwerten Kindheit¹⁶⁷.

Die Realitäten, mit denen die jungen ZwangsmigrantInnen im Nachkriegsösterreich konfrontiert wurden, und die traumatischen Erfahrungen, die sie – entweder als tatsächliche junge Erwachsene oder vorschnell „erwachsen“ gewordene Minderjährige – zu verarbeiten hatten, mögen der Verklärung von Erinnerungen an glückliche

¹⁶³ Hierzu sei angemerkt, dass *Stadt X* neben vier Kirchen, die sich an jeweils unterschiedliche christliche Konfessionen bzw. ethnische Gruppen richteten, auch über einen „israelitischen Tempel“ verfügte.

¹⁶⁴ Der Stadtplan von *Stadt X* im Jahre 1936 weist eine abseits gelegene „Zigeunersiedlung“ auf.

¹⁶⁵ Im autobiographischen Manuskript einer 1923 geborenen Banaterin findet sich folgende Passage: „Mit den serbischen Kindern, die gleich um die Ecke [...] wohnten, spielten wir nie. Wir gingen an deren Häusern vorbei, wenn wir zur Schule gingen, und gegenseitig riefen wir uns Spottwörter zu [...]“ (Zentner zit. nach Zödl 2005: 103).

¹⁶⁶ Fr. Schuster erinnerte sich lachend an die seltenen Begegnungen mit Autos, die sie als Mitfahrerin im Pferdewagen ihrer Großeltern erlebte: Stets wären die Tiere vor dem ungewohnten Anblick verängstigt zurückgescheut.

¹⁶⁷ Vgl. Kapitel 5.1.

Kindheitstage zusätzlich Vorschub geleistet haben¹⁶⁸. Unabhängig davon, inwiefern die InterviewpartnerInnen ihre Kindheit (bzw. Jugend) während des direkten Erlebens tatsächlich als glücklich empfanden, ist vor dem Hintergrund ihrer weiteren Biografieverläufe nachvollziehbar, dass diese Lebensabschnitte retrospektiv zu einem paradiesischen Idealzustand hochstilisiert wurden. „Heimat bedeutet in der Realität ja vor allem Alltag. Darüber wird selten reflektiert und romantisiert [...] Das Gefühl, daß es sich damals um [...] ein Dasein in Harmonie und Glück gehandelt habe, entstand, wenn überhaupt, erst aus der Rückschau“ (Lehmann 1993: 96).

Im Zuge der Zwangsmigration wurden von Regelmäßigkeit bestimmte, bäuerlich-religiös strukturierte Lebenswelten¹⁶⁹ gegen einen un stetigen, bedrohlichen Alltag eingetauscht, in dem „niemand“ abschätzen konnte, „was die nächste Minute bringen wird“¹⁷⁰. Fußläufig bequem zu umrundende Orte, deren direkte Umgebung vielen BewohnerInnen bislang fremd gewesen war¹⁷¹, wurden ohne bestimmtes Ziel verlassen, in den Folgemonaten mehrere hundert Kilometer zurückgelegt. Designierte HoferbInnen, deren Lebensweg weitgehend vorgezeichnet geschienen hatte, verloren unvermittelt die Grundlage ihrer beruflich-sozialen Existenz, mussten (zumindest vorerst) einen sozialen Abstieg hinnehmen¹⁷² und nach Alternativen zur landwirtschaftlichen Arbeits- und Lebensweise suchen (Engelhardt 2001: 128). Mit ihrer „Heimat“ verloren die Betroffenen ihren ursprünglichen Lebensentwurf sowie (vorübergehend) auch ihr Vertrauen auf Planbarkeit und Geborgenheit: „Heimat ist Sicherheit, sage ich. [...] Sicher [...] fühlt man sich dort, wo [...] nichts ganz und gar Fremdes zu fürchten ist. In der Heimat leben heißt, daß sich vor uns das schon Bekannte in geringfügigen Varianten wieder und wieder ereignet“ (Améry 1988: 65f). Die Reaktion auf diesen erschütternden Verlust kann in Form von „wehmütigen Orientierungen an untergegangenen Sozial- und Kulturwelten“ (Engelhardt 2001: 217) erfolgen – „Heimat“ wird zur „guten alten Zeit“.

¹⁶⁸ In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, dass der Krieg Hr. Zweig zu einem 16-jährigen Rekruten machte; Fr. Lindinger, bislang Einzelkind in einer intakten Familie und Vorzugsschülerin, musste vor und nach dem Volksschulbesuch als Haushaltshilfe arbeiten und über den Verlust ihres Vaters hinwegkommen; Hr. Ziegler brachte zum Ausdruck, dass er sich vom Militär um seine „Jugend“ betrogen fühlt.

¹⁶⁹ Ein alljährlicher Fixpunkt war z.B. das Kirchweihfest (vgl. Kapitel 6.3).

¹⁷⁰ Undatiertes autobiographisches Manuskript von Fr. Lindinger.

¹⁷¹ Für Hr. Zweig und Hr. Ziegler scheint die Einberufung zum Militär (als 16- bzw. 20-Jähriger) Anlass für die erste „größere Reise“ gegeben zu haben.

¹⁷² Dies traf insbesondere auf Hr. Zweig zu, der im Nachkriegsösterreich sieben Jahre lang als Hilfsarbeiter auf Baustellen arbeitete.

Welche Ausmaße eine derartige Konstruktion der „alten Heimat“ als „heile Welt“ annehmen kann, verdeutlicht folgende Interviewpassage:

Zum Beispiel, in *Stadt X* hat es keine gegeben, die nicht heiraten haben können oder was; weil, ein jeder hat wieder was gehabt, [...] ein Haus, oder bei den Eltern oder so; [...] wobei da [in Österreich, *Anm.*] viele ledige Kinder gehabt haben, und dann nicht heiraten haben können, weil sie ja nix gehabt haben – keine Wohnung und nix, die waren halt auch bei den Bauern Dirnen und Knechte; also [...] da ist es uns unten noch besser gegangen.¹⁷³

Dass Frau Lindinger als Volksschulkind in der „alten Heimat“ bereits derartige Einblicke in die Themengebiete außereheliche Geburten und persönliche Besitzverhältnisse bekommen konnte, erscheint hochgradig unwahrscheinlich. Vermutlich kamen diese Einschätzungen aufgrund von Hörensagen oder späterer Lektüre zustande und wurden in das utopische Erinnerungsbild der „alten Heimat“ integriert. Die Wandlung moralischer Ideale erscheint erinnerungserzählenden Zwangsmigrierten möglicherweise nicht als bloße Zeiterscheinung, sondern als Konsequenz des Verlusts der „alten Heimat“, die im Gedächtnis als über den Verlauf der Zeit erhabenes Standbild weiterexistiert.

„Psychoanalytische Überlegungen zum Heimatbegriff“ (Schmidbauer 1999) haben ergeben, dass derartige Heimatbilder nostalgische Illusionen sind, die der Sehnsucht nach Geborgenheit entwachsen. Dass das Leben in traditionellen Gemeinschaften auch mit Einschränkungen und sozialem Druck einherging – dass z.B. Eltern in *Stadt X* im Falle einer Schwangerschaft womöglich auch gegen den Willen der Betroffenen eine Heirat durchsetzten – wird dabei gerne verdrängt: „Die vergangene Geborgenheit wird idealisiert, wird geschönt durch eine Spaltung, in der alles verschwindet, was an der traditionellen Gemeinschaft eng, bedrückend, kontrollierend war“ (ebenda: 310). Eine kleine Minderheit – zehn Prozent von 213 Interviewten – äußerten allerdings, ihre Zwangsmigration rückblickend als Entwicklungschance für ihre Biografie zu bewerten: Sie empfanden die Lösung aus einengenden und traditionellen Lebensformen als Befreiung und vertraten die Ansicht, ihr Lebensweg habe „einen wesentlich bewegteren und interessanteren Verlauf genommen, als dies in der ehemaligen Heimat möglich oder wahrscheinlich gewesen wäre“ (Engelhardt 2001: 211).

¹⁷³ Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

Somit mag man letztendlich dem – selbst emigriertem – Philosophen Ernst Bloch zustimmen: Er umschrieb „Heimat“ am Ende seines Hauptwerks „Prinzip Hoffnung“ als „etwas, das allen in der Kindheit scheint und worin noch niemand war“ (Bloch 1973: 1628).

6.3 Heimat, mein Geburtsort

Dort möchte ich... will ich wieder hin, dort, in dem Haus, was ich gelebt habe, oder in der Gasse, wo ich in die Schule gegangen bin, und was die Kirche war, und... das Ganze, das will ich auch noch einmal sehen.¹⁷⁴

Mit diesen Worten beschreibt Herr Graf seine Motivation, wiederholt „Erinnerungsreisen“ nach *Stadt X* zu unternehmen. In Elternhaus, Schulgebäude, Kirche und Familiengräbern¹⁷⁵ konkretisiert sich die Vorstellung von „Heimat“, wobei sich derartige traditionelle Assoziationen niemals auf Städte, sondern ausschließlich auf Dörfer und Kleinstädte beziehen (Lehmann 1993: 125).

Wie eng die persönliche Biografie mit der Geschichte des Geburtsorts verstrickt werden kann, demonstrierte die lebensgeschichtliche Erzählung von Herrn Wildmann. Diese eröffnete er – anstatt konventionell mit der Angabe persönlicher Daten (wie z.B. Geburtstag) – mit den Worten „Naja, ich... komme aus Filipowa, in der Batschka“¹⁷⁶. Anschließend nannte er die genaue damalige Einwohnerzahl des Orts und referierte detailliert über dessen sozioökonomische Struktur. Auch im weiteren Verlauf des Gesprächs kam Herr Wildmann wiederholt auf Geschehnisse zu sprechen, die weder ihn noch seine Familienmitglieder persönlich betrafen; so schilderte er etwa die „dritte große Katastrophe meiner Heimatgemeinde“¹⁷⁷, die sich zehn Tage, *nachdem* er selbst Filipowa verlassen hatte, dort ereignete.

Dass ich – leicht irritiert, doch aus Höflichkeit und Faszination über sein Faktenwissen – meinen Interviewpartner ohne Unterbrechung weitersprechen ließ, erwies sich im

¹⁷⁴ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

¹⁷⁵ An dieser Stelle sei daran erinnert, dass sich Fr. Lindinger gleich im Rahmen ihrer ersten „Erinnerungsreise“ auf dem Friedhof erfolgreich auf die Suche nach dem Grab einer im Kindesalter verstorbenen Schwester machte.

¹⁷⁶ Interview mit Hr. Wildmann vom 28. Oktober 2009.

¹⁷⁷ Ebenda.

Nachhinein als einzig richtige Entscheidung. Nachdem ich mir (durch mehrmaliges Anhören des Interviewmitschnitts) einen Überblick über Herrn Wildmanns Lebensgeschichte verschafft hatte, schien dieser inhaltliche Fokus plötzlich Sinn zu machen: Offenbar betrachtet er die Geschichte der 5300-Seelen-Ortschaft Filipowa – inklusive jener Ereignisse, die sich in seiner Abwesenheit zutrugen – als integralen Bestandteil seiner persönlichen Lebensgeschichte. Dieser Bezugsrahmen ermöglicht Herrn Wildmann – der als Teenager menschenunwürdige Behandlung, Hunger und Todesängste erleiden musste – seine schlimmen persönlichen Erfahrungen in einen größeren historischen Kontext einzubetten¹⁷⁸. Die Einflechtung präziser Daten und Zahlen können als Versuch eines Wissenschaftlers gewertet werden, traumatische Erlebnisse quantifizierbar und dadurch bearbeitbar zu machen. Somit kann die Geschichte des Geburtsorts zum Teil einer Strategie werden, die persönliche Lebensgeschichte zu bewältigen.

Dass viele Zwangsmigrierten den neuen, anderssprachigen Namen ihres Geburtsorts, mit dem sie häufig im Zuge ihrer ersten „Erinnerungsreise“ konfrontiert werden, nur ungern zur Kenntnis nehmen, erstaunt daher wenig. „Der Verwaltungsakt einer Änderung des Ortsnamens kann offenbar als besonders heimtückische Form des ‚Diebstahls‘ aufgefaßt werden, als ein Diebstahl von Erinnerungen“, analysiert Lehmann (1993: 114). Auch wenn die jetzige polnische oder serbische Bezeichnung bekannt ist, wird sie kaum aktiv verwendet: Sakralkunst „aus dem einstigen Filipowa“ ist (laut Titelzusatz) Gegenstand einer Dokumentation aus dem Jahr 2009; dass die ehemaligen FilipowaerInnen ein befremdliches Gefühl beschleicht, wenn sie mittlerweile eine kyrillisch-lateinische Ortstafel in „Bački Gračac“ willkommen heißt, liegt auf der Hand.

Scheinbar ähnlich diffus begann Herr Zweig mit der Darstellung seiner Lebensgeschichte: Erst nachdem er seinen Urgroßvater und seinen Großvater erwähnt hatte, nannte er sein eigenes Geburtsjahr und zählte unmittelbar danach den landwirtschaftlichen Familienbesitz auf: „Ich bin 1928 geboren, und – meine Familie, die haben [...] einen Weingarten gehabt, ungefähr ein Hektar, und zehn, zwölf Hektar Ackerfeld“¹⁷⁹.

¹⁷⁸ Laut Bernold (1994: 213) ist die Unter- bzw. Einordnung des individuellen „Ich“ in die Geschichte des Heimatorts bei AutobiografInnen, die aus einem ländlichen und traditional geprägten Umfeld stammen, nicht ungewöhnlich: Der Verfasser der Autobiografie „Familien-Chronik von dem Dorfe Steinegg“ (1870) beginnt erst auf Seite 36 von 46 mit der Darstellung seines eigenen Lebens.

¹⁷⁹ Interview mit Hr. Zweig vom 12. Mai 2008.

Obwohl die „empirische Existenz einer Person relativ fraglos mit ihrer Geburt beginnt“ (Bernold 1994: 212), ist es nicht ungewöhnlich, dass mündliche (oder schriftliche) Lebensgeschichten deutlich vorher ansetzen. Da sich die eigene Geburt dem Erinnerungsvermögen entzieht, weisen diese „Darstellungsmuster des Anfangs“ ein besonders hohes Maß an Konstruktion auf; ihre Interpretation lässt durchaus aussagekräftige Rückschlüsse zu: „In der Art und Weise, wie dieser erinnerungslose Raum besetzt wird, lassen sich Muster der Selbst-Repräsentation in ihrem historischen Wandel und in ihren geschlechtsspezifischen Bedeutungen rekonstruieren“ (ebenda: 218). Die diesbezüglichen Möglichkeiten reichen von der Geburt der Großeltern über die Vorgeschichte des Geburtsorts, der Region, des Hofes oder des Familienunternehmens (ebenda: 212f).

Demnach spiegelt der zunächst irrelevant wirkende „Vorspann“ Herrn Zweigs Selbstverständnis wider und demonstriert sein genealogisch-besitzrechtliches Kontinuitätsbewusstsein. Der unkonventionelle Einstieg in die lebensgeschichtliche Erzählung schildert die Umstände, in die Herr Zweig hineingeboren wurde – der Besitz dieses Landes war für seinen Urgroßvater, Großvater und Vater identitätsstiftend gewesen und hätte es auch für ihn sein sollen, wäre nicht eine Reihe unvorhersehbarer Ereignisse über ihn hereingebrochen. Vermutlich existiert aus Herrn Zweigs Perspektive gar keine erwägenswerte Alternative zu diesem Erzähleinstieg – einem Ende der 1920er Jahre geborenen Bauernsohn erscheint sein genaues Geburtsdatum gegenüber Geschichte, Erbfolge und Ausmaß des Familienbesitzes womöglich zweitrangig: Als erstgeborener Sohn war er der vorgesehene Hoferbe, sein Lebensweg in beruflich-sozialer Hinsicht vorgezeichnet. (Die im Vergleich zu heute hohe Kindersterblichkeit mag die Relevanz des Geburtsdatums weiter geschwächt haben: Vordergründig zählte, *dass* es einen Hoferben gab; Tag und Monat seiner Geburt waren demgegenüber zweitrangig.)

Besondere Relevanz kommt bei geburtsortsbezogenen „Heimat“-Assoziationen dem Kirchengebäude zu. Vier meiner sechs InterviewpartnerInnen¹⁸⁰ machten mich explizit

¹⁸⁰ Hr. Ziegler, Fr. Schuster, Fr. Lindinger und Hr. Wildmann. Vom Großteil meiner InterviewpartnerInnen ist mir bekannt, dass sie praktizierende KatholikInnen und trotz ihres fortgeschrittenen Alters regelmäßige GottesdienstbesucherInnen sind. Fiedermutz (1999: 55) fand bei fünf ihrer elf InterviewpartnerInnen Kirchenfotos vor; eines zierte gar im Poster-Format 70 x 100 cm das Treppenhaus.

auf Fotos ihrer betont „schönen“ Heimatkirche aufmerksam und informierten mich teilweise aus dem Gedächtnis über deren genaue Baujahre. Symbolisch interpretiert bieten Kirchenfotos – insbesondere in den ersten Jahren nach der Zwangsmigration – den Betroffenen die Möglichkeit, in einem „sakralen ‚Heimatersatz‘-Raum“ Schutz zu suchen und dadurch Fremdheitsgefühle in der neuen Umwelt zu kompensieren (Greverus 1972: 87).

Herr Ziegler schwelgte in Erinnerungen an das farbenfrohe Kirchweihfest, das alljährlich in seinem Geburtsort stattfand, und berichtete, dass die ehemalige Bevölkerung an diesem Tag auch in Österreich regelmäßig zusammenkomme. Das traditionell-religiöse Fest, dem die Zwangsmigrierten offenbar bis heute große Bedeutung beimessen, wurde somit – sozusagen als kulturelles Gepäck – in die „neue Heimat“ exportiert.

Besonders „heimatdefinierend“ dürfte Kirche für den promovierten Theologen und Religionslehrer Herrn Wildmann sein. Unmittelbar nach der Zwangsmigration besuchte er – als Achtzehnjähriger – regelmäßig Firmunterricht in Linz, obwohl er zum damaligen Zeitpunkt mit einer ganzen Reihe dringlicher praktischer Aufgaben (z.B. bezüglich der Fortsetzung seiner Schullaufbahn) konfrontiert war. Im Anschluss an seine nachträgliche Firmung trat der Teenager der katholischen Pfarrjugend bei, wodurch er sowohl mit ÖsterreicherInnen als auch mit anderen ZwangsmigrantInnen in Kontakt kam und somit in seiner sozialen Integration entscheidend unterstützt wurde¹⁸¹: „Unsere Jungschar- und Jugendwochen im Kapuzinerkloster Irdning zählen zu meinen schönsten Jugenderinnerungen“ (Wildmann 2009b: 53). Nachdem sich der junge Herr Wildmann an der Errichtung einer „Barackenkirche“ und einer „Pfarrbaracke“ beteiligt hatte, erhielt seine Mutter das Angebot, dort Pfarrersköchin mit Wohnrecht für ihre gesamte Familie zu werden; das kirchliche Engagement bewirkte folglich eine Verbesserung der konkreten, gesamtfamiliären Lebenssituation. Als Enkel des letzten Kantors von Filipowa verwahrt Herr Wildmann heute u.a. ein handgeschriebenes „Toten-Liederbuch“ (Kupferschmidt 2009: 66); mit sakralen Erinnerungsgegenständen verwahrt er gleichsam Elemente der „alten Heimat“¹⁸². Somit stellt Kirche für viele Zwangsmigrierte einen wichtigen Kontinuitätsfaktor dar, der „heimatkonstituierend“ wirken kann.

¹⁸¹ Vgl. Kapitel 5.2.

¹⁸² Eine Schlesierin trug während ihrer Zwangsmigration stets ein Kruzifix mit sich, das in den folgenden Jahrzehnten zu einer „für die Familiengeschichte wichtige[n] Devotionalie“ (Lehmann 1993: 105) wurde.

6.4 Heimat, mein Elternhaus

Offenbar wirkt die ursprüngliche, besitzimplizierende Bedeutung des Begriffs „Heimat“¹⁸³ bis heute nach: „Der Heimatort mag als Ensemble von Landschaft und Gebäuden anschaulich in Erinnerung geblieben sein, als Vorstellungsbild nach Art einer Postkarte. Wenn aber Heimat konkret werden soll, dann darf ein bestimmtes Haus, Geburtshaus oder Familieneigentum nicht fehlen“ (Lehmann 1993: 125). Selbst Zwangsmigrierte, die damals im frühen Kindesalter waren, erkennen – ebenso wie bereits in der „neuen Heimat“ geborene Nachkommen – das einschlägige Haus dank alter Fotos¹⁸⁴ und anschaulicher Erinnerungserzählungen normalerweise wieder.

Dementsprechend stellt das Elternhaus, „das eine Haus des Zu-Hause-Seins“ (Krockow 1989: 94), häufig den Hauptgrund für eine „Erinnerungsreise“ dar – oder auch für die Entscheidung dagegen, aus Angst, der jetzige Zustand könne negativ überraschen bzw. schöne, alte Erinnerungen überlagern. „Wo sich Erwartungen und Ängste dergestalt verdichten, da handelt es sich stets um ein eigenes Haus, um Familieneigentum von früher“ (Lehmann 1993: 124).

„Ich habe das Haus, in dem ich meine Kindheit und meine frühe Jugend verbrachte, seitdem [seit Sommer 1946, *Anm.*] nicht mehr wiedergesehen und ich habe bis heute kein Verlangen empfunden, ein Wiedersehen zu versuchen“, behauptete Herr Wildmann (1986: 145) in einem autobiografischen Artikel. 2002 – 56 Jahre nach der Zwangsmigration – legte er als Durchreisender doch einen zweistündigen Zwischenstopp in Filipowa ein; allerdings verzichtete er darauf, sein Elternhaus aus der Nähe zu betrachten oder gar zu betreten; „es schaut ja auch furchtbar aus“¹⁸⁵. Die Befürchtung, neue Eindrücke könnten bewährte, angenehme Erinnerungsbilder zerstören, scheint hier ausschlaggebend gewesen zu sein. Tatsächlich thematisierte Herr Wildmann, sich „nicht verderben“¹⁸⁶ zu wollen, was er sich im Sommer 1946 eingeprägt hatte, als er sich zwei Monate lang versteckt hielt: „Ich durchforschte nochmals jeden Winkel des mir

¹⁸³ Vgl. Kapitel 2.3.

¹⁸⁴ Fr. Lindinger drückte mehrmals ihr Bedauern darüber aus, kein Foto von ihrem Elternhaus in seinem ursprünglichen Zustand zu haben, und berichtete von ihren Bemühungen, ein solches zu beschaffen. Zur Bedeutung derartiger Fotografien in Zusammenhang mit „Heimat“ vgl. Fiedermutz (1999).

¹⁸⁵ Interview mit Hr. Wildmann vom 29. Jänner 2010.

¹⁸⁶ Ebenda.

vertrauten Hauses“ (ebenda). Außerdem wäre denkbar, dass dieser Interviewpartner befürchtet, durch das Betreten der Räumlichkeiten „alte Wunden aufzureißen“ und allzu schmerzlich an verstorbene Familienmitglieder (oder an die Vergangenheit im Allgemeinen) erinnert zu werden¹⁸⁷.

Die Ängste von „Erinnerungstouristen“ beziehen sich neben dem Zustand der Gebäude auch auf den möglicherweise unangenehmen, doch für ein Betreten unumgänglichen Kontakt mit den heutigen HausbewohnerInnen. Der Verlauf dieser Begegnung gestaltet sich – je nach diplomatischem Geschick der Zwangsmigrierten und der persönlichen Einstellung der BesitzerInnen – höchst individuell.

Wir sind auch vorsichtig... hab ich angeläutet [...] mein Cousin [...] hat ein bisschen Serbisch-Kenntnisse, und er hat gesagt, wer wir sind [...] weil, der andere geht hin und fotografiert und sagt gar nichts, und das ist auch nicht in Ordnung, na? [...] Waren recht freundlich, die Leute.¹⁸⁸

Während somit ehemalige und jetzige HausbewohnerInnen gelegentlich gemeinsam Kaffee trinken, erhalten andere erst gar keinen Zutritt. Angesichts der historisch komplexen und offensichtlich für alle Beteiligten schwierigen Situation versuchen manche Zwangsmigrierte, sich in die Situation der Gegenseite zu versetzen: „Ich meine, sie können nichts dafür, dass sie jetzt in dem Haus sind, nicht? So muss man’s sehen, weißt?“¹⁸⁹ Herrn Grafs rhetorische Frage unterstreicht seine Bemühung, Verständnis für die heutigen BesitzerInnen aufzubringen und die heikle Konstellation aus beiden Perspektiven zu beleuchten.

Stärker als heutzutage mögen in der Vergangenheit zwischenstaatliche ökonomische Differenzen die persönlichen Befangenheiten noch verstärkt haben. Österreichische BesucherInnen befürchteten häufig, in Südosteuropa als „reiche Touristen“¹⁹⁰ wahrgenommen zu werden, die in der Absicht gekommen seien, ihre Vorurteile zu bestätigen oder Besitzansprüche geltend zu machen. So erklärte Frau Schuster, die Ankunft einer Gruppe „Erinnerungsreisender“ 2003 in *Stadt X* sei den Einheimischen im

¹⁸⁷ Diese Einstellung weist gewisse Parallelen zur Entscheidung vieler Hinterbliebener auf, die Leiche eines verunglückten Verwandten nicht sehen und den/die Verstorbene/n stattdessen lieber „wie früher“ im Gedächtnis behalten zu wollen.

¹⁸⁸ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

¹⁸⁹ Ebenda.

¹⁹⁰ PolInnen würden dem wohlhabenden deutschen Besucher „am liebsten seine Ledertaschen und seine Koffer aus der Hand weggucken“, warnte 1957 ein Reisebericht (Lehmann 1993: 111).

Radio vorangekündigt worden, „damit sie sich *ja nicht fürchten*, es will jemand dortbleiben!“¹⁹¹ Aus ihrer Sicht besteht keinerlei Anlass zu diesbezüglichen Sorgen: „Von den ehemaligen Besitzern sind die meisten schon gestorben; und die [damaligen, *Anm.*] Kinder – wo wir jetzt alte Leute sind [...] na, *nie im Leben werde ich dort hinziehen!* Selbst wenn ich mir dort ein Haus *kaufen* könnte, würde ich das nicht [...] also, nie im Leben!“¹⁹² Mit ähnlicher Vehemenz gab Herr Graf zu verstehen, dass nicht nur ihm persönlich eine permanente Rückkehr in die „alte Heimat“ fern liegt: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass *irgendwer...* dorthin wieder hin möchte. Nein, nein, unmöglich; unmöglich“¹⁹³. In diesem Zusammenhang argumentieren die meisten Zwangsmigrierten mit ihrem geringen damaligen Alter, der langen seither vergangenen Zeitspanne und der Lebensqualität in Österreich, wobei (bewusste oder unbewusste) Ressentiments gegen die Bevölkerung „dort unten“¹⁹⁴ zweifellos ebenfalls am Wirken sind.

Als „Highlight“ der „Erinnerungsreise“ kann ein Besuch des Elternhauses nicht nur überhöhte Erwartungshaltungen enttäuschen und dadurch Trauer oder Wut auslösen, sondern auch beim endgültigen Bewältigen der Zwangsmigrationserfahrung helfen. Viele Betroffene stellen im Zuge einer Rückkehr vor Ort fest, dass ihnen die früher so vertraute Umgebung fremd geworden ist: „Da [auf ihrem alten Hof, *Anm.*] hat dann plötzlich mein Großvater sich umgedreht und zu meinem Vater gesagt: ‚Komm, jetzt laß uns nach Hause fahren.‘ – Eigentlich waren sie ja sozusagen zu Hause, aber er meinte Bielefeld oder was auch immer. Für uns ist das ein wichtiger Gedanke“ (Lehmann 1993: 115). In derartigen Fällen wird nicht die Fahrt nach Polen, Serbien oder Rumänien zur eigentlichen „Heimreise“, sondern der Rückweg nach Österreich bzw. Deutschland¹⁹⁵. In einer psychologisch wichtigen Handlung können die Zwangsmigrierten ein zweites Mal – diesmal selbstbestimmt und bewusst – Abschied nehmen, nachdem sie erkannt haben: Hier habe ich kein Haus und somit auch keine „Heimat“ mehr.

¹⁹¹ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

¹⁹² Ebenda.

¹⁹³ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009. Generell wurde in keinem Interview auch nur die Möglichkeit eines bis heute gültigen „Heimatrechts“ angedeutet wurde. „Menschenrechte, wie [...] das Recht auf ‚Heimat‘ entstehen mit jedem Menschen neu“ (Lehmann 1993: 76), scheint der allgemeine Konsens der Zwangsmigrierten zu lauten (vgl. ebenda: 128).

¹⁹⁴ Ebenda.

¹⁹⁵ Vgl. Kapitel 5.3.

6.5 Heimat, dem Verfall preisgegebene Gebäude

*Es ist nicht viel, was dort zerfällt:
Ein kleines Haus am Dorfesrand,
ein Feld, auf dem mein Korn einst stand –
und eine ganze Welt.¹⁹⁶*

Ähnlich wie dieses Gedicht beklagen manche Zwangsmigrierte den „Verfall“ ihrer „alten Heimat“. Insbesondere im Rahmen ihres ersten Besuchs in den 1960er oder 1970er Jahren zeigten sich viele vom Zustand der Gebäude, oder vom Ortsbild allgemein, regelrecht schockiert.

Wie ich das erste Mal unten war [...] wie ich da ausgestiegen bin, am Bahnhof, und raus in den Ort geschaut habe – da habe ich geweint. [...] „Um Gottes Willen“, sage ich, „sind da die Häuser kleiner geworden?“ [...] Das war *so komisch!* (*lacht*) Ich habe weinen müssen. [...] Das ist von Jahr zu Jahr schlechter geworden in Rumänien; von Jahr zu Jahr.¹⁹⁷

Ähnlich wie Herr Ziegler – bei dem hier neben Fassungslosigkeit auch Mitleid mit den in seinen Augen materiell zusehends verarmenden RumänInnen anklingt – artikulierten viele InterviewpartnerInnen in diesem Zusammenhang am deutlichsten ihre Gefühle gegenüber der jeweiligen heutigen Bevölkerung, der zumindest eine Teilschuld an der Negativentwicklung zugewiesen wird. Die Emotionen reichten dabei von Bedauern über Unverständnis bis hin zu offener Verachtung, die sich in rassistisch-pejorativen Äußerungen entlud.

Bei uns hat es *reiche* Bauern gegeben – puh! *Große*, große Höfe haben die gehabt. Dann, wie sie geflüchtet sind, haben sie [...] die Ur-Rumäner da reingebracht, die haben... die Häuser besetzt, in dem einen Zimmer haben sie die Kuh gehabt, in dem anderen Zimmer die Schweine, und... solange haben sie dann gewohnt drinnen, solange ein Stück Holz war am Fenster oder an der Tür, wenn sie nichts mehr gehabt haben zum Brennen sind sie woanders hingegangen. So ist das dann verfallen, unser...¹⁹⁸

Anschaulich kontrastiert Herr Ziegler hier den Wohlstand und Arbeitseifer von Angehörigen seiner eigenen ethnischen Gruppe mit dem „Nationalcharakter“ der „Ur-Rumäner“: Widerrechtlich hätten diese die ursprünglich imposanten Bauernhöfe ihrer

¹⁹⁶ Krieglstein zit. nach Kaiser-Kaplaner 1998: 159.

¹⁹⁷ Interview mit Hr. Ziegler vom 7. Jänner 2009.

¹⁹⁸ Ebenda.

deutschsprachigen MitbürgerInnen beschlagnahmt, um dort neben schmutzigen und stinkenden landwirtschaftlichen Nutztieren zu hausen; das Anwesen nicht bloß dem natürlichen Verfall überlassen, sondern aktiv zur Zerstörung beigetragen, indem sie das Mobiliar als Brennstoff zweckentfremdeten; und sobald das „gemachte Nest“, in das sie gefallen waren, ihre Bedürfnisse nicht mehr befriedigen konnte, seien die arbeitsscheuen BesetzerInnen in nomadischer Manier weitergezogen¹⁹⁹. „So ist das dann verfallen, unser...“: Beinahe möchte man Herrn Ziegler angefangenen Satz reflexartig mit „schönes altes Zuhause“ vollenden.

Als ähnlich dramatisch empfindet Herr Ziegler den Zustand der früher „schönen“²⁰⁰ Kirche seines Geburtsorts. Dieses Zentrum des religiösen Lebens bedeutet vielen Zwangsmigrierten offenbar so viel, dass sie sich noch nach Jahrzehnten verpflichtet fühlen, die jetzige Bevölkerung in diesem Punkt finanziell zu unterstützen: In den 1980ern seien Spenden gesammelt worden, um die Kirche zu renovieren – „für die Anderen!“²⁰¹ Anscheinend mangelt es „den Rumänen“ jedoch nicht nur an finanziellen Ressourcen, sondern auch an ästhetischem Empfinden, denn: „die können das nicht, das Schöne“²⁰², kritisiert Herr Ziegler das Ergebnis der gesponserten Renovierungsarbeiten.

Eine von Lehmanns Interviewpartnerinnen rechtfertigte mit derartigen Argumenten ihre kategorische Ablehnung von wirtschaftlicher Unterstützung für das Nachbarland Polen; während die Landwirtschaft in den Händen der Deutschsprachigen floriert habe, sei die jetzige Bevölkerung zu arbeitsscheu bzw. mittellos (oder möglicherweise beides), um das Land „in den Griff zu kriegen“: „Aber die Polen haben es ja nicht in Stand gehalten, oder sie konnten es nicht, weil ihnen die Mittel fehlten. Da greift immer eins ins andere. Die lassen das schöne Gebiet da vergammeln und nun soll man sie auch noch unterstützen“ (Lehmann 1993: 178). Demzufolge sei für „die Polen“ – bzw. „dort unten“ in Rumänien und Ex-Jugoslawien – die materiell-kulturelle Entwicklung auf einem bedauernswert niedrigen Niveau „steckengeblieben“; durch die Konfrontation mit „primitiven Verhältnissen“ scheinen Reisen an den Geburtsort zu Zeitreisen in die

¹⁹⁹ Rein sprachlich fällt auf, dass Hr. Ziegler wie ein Augenzeuge berichtet, der die geschilderten Vorgänge vor Ort persönlich miterlebte, wobei sich die Frage aufdrängt, woher die als Fakten präsentierten Informationen stammen; Hörensagen oder die Lektüre einschlägiger Publikationen würden sich als wahrscheinlichste Quellen anbieten.

²⁰⁰ Interview mit Hr. Ziegler vom 7. Jänner 2009.

²⁰¹ Ebenda.

²⁰² Ebenda.

Vergangenheit zu werden²⁰³ (Lehmann 1993: 128). Anders als die „bedauernswerten“ Einheimischen hätten die ZwangsmigrantInnen in Österreich bzw. Deutschland die Chance auf einen Neustart in ein besseres Leben erhalten²⁰⁴.

Wie bereits erwähnt, kommt Kirche als „Heimatsymbol“ eine besondere Bedeutung zu, die in Herrn Wildmanns Fall – v.a. aus beruflichen Gründen²⁰⁵ – nochmals gesteigert ist. Somit verwundert nicht, dass der fortschreitenden „Verfall“ verschiedener religiöser Bauten an seinem Geburtsort diesen Interviewpartner betroffen machten und aktiv einschreiten ließen. Die Publikation „Reliquien einer Sakralkultur: Gerettetes und Bewahrtes aus dem einstigen Filipowa“ (2009), an dem sowohl Herr Wildmann als auch seine Frau mitarbeiteten, dokumentiert auf knapp hundert reich bebilderten Seiten die Geschichte der materiellen Religionskultur. Eingangs bietet eine zehnsseitige „Chronologie des Niederganges“ (Kupferschmidt 2009: 9ff) einen tabellarischen Überblick über die Ereignisse seit 1944; die weiteren Kapitel sind Skulpturen, Bildern, schriftlichen Dokumenten und sakralen Gegenständen gewidmet, die entweder „in verschiedenen Orten der alten Heimat von Landsleuten entdeckt“ (Kupferschmidt 2009: 77) oder seit Kriegsende – „sozusagen illegal“ (Wildmann 2009c: 5) – nach Österreich gebracht wurden. Im von Herrn Wildmann beigesteuerten Vorwort wird (wenn auch subtiler als in Herrn Zieglers Aussagen) erkennbar, dass auch in diesem Fall die Zwangsmigrierten die Schuld am bedauerlichen „Verfall“ der jetzigen Bevölkerung zuweisen: Während zunächst diplomatisch formuliert wird, die Kirche hätte „nach der Vertreibung 1945 dem Verfall überlassen“ werden müssen, ist drei Zeilen darunter von „Zerstörung“ (ebenda: 4) die Rede. Auf die Gefahr hin, der Wortklauberei bezichtigt zu werden, meine ich, hier einen signifikanten Bedeutungsunterschied zu erkennen: Während sich „Verfall“ im Laufe der Zeit von selbst ergibt, impliziert „Zerstörung“ eine treibende destruktive Kraft. Dass beide Begriffe hier unmittelbar nacheinander verwendet wurden, lässt eventuell einen Rückschluss auf die Meinung des Verfassers zu: Die Entscheidung der BewohnerInnen, dem natürlichen „Verfall“ nicht entgegenzuwirken, kommt letzten Endes einer mutwilligen „Zerstörung“ gleich.

²⁰³ Vgl. die evolutionistischen Stufenmodelle der Anthropologie des 19. Jahrhunderts.

²⁰⁴ Vgl. Kapitel 6.6 und 6.10.

²⁰⁵ Hr. Wildmann verfügt über ein abgeschlossenes Dissertationsstudium der Theologie und war jahrzehntelang als Religionslehrer tätig (vgl. Kurzbiographie unter 4.3.3).

Abgesehen davon wirft bereits der Titel der Publikation einige Fragen auf. Der Terminus „Reliquien“ bezieht sich normalerweise auf die sterblichen Überreste von Heiligen, allenfalls auf deren Kleider oder Gegenstände, die angeblich von ihnen benutzt oder berührt wurden (z.B. Splitter vom Kreuz, an dem Jesus Christus starb). Derartige Reliquien sind aber eindeutig nicht Gegenstand des Bildbandes; vielmehr bezieht sich der Ausdruck auf – siehe Titelzusatz – „Gerettetes“ aus der „alten Heimat“. In diesem Zusammenhang stellt sich nun die Frage: Vor wem oder vor was mussten die sakralen Gegenstände – in den Augen der AutorInnen – „gerettet“ werden? Vor natürlicher Zerstörung durch Umwelteinflüsse im Laufe der Zeit? Vor dem Vergessen? Vor den Einheimischen, die sie zweckentfremdet, zerstört oder zu Geld gemacht hätten, da sie den spirituellen Wert der Objekte nicht erkannt bzw. sich nicht ausreichend für dessen Erhalt engagiert hätten („das Schöne nicht können“, wie es Hr. Ziegler ausdrückte)? Und: Wenn von der „Sakralkultur“ mittlerweile nur noch „Reliquien“ – wie von einem verstorbenen Heiligen – existieren, leben dann die heutigen BewohnerInnen – gemäß der Dichotomie „Natur/ Kultur“ – in einem moralisch unterlegenen „Naturzustand“?

6.6 Heimat, eine neu aufgebaute Existenz

Der österreichische Architekt Hundertwasser forderte für MieterInnen das Recht, aus dem Fenster gelehnt die Häuserfassade in Armesweite individuell umzugestalten, „sodaß man von weitem, von der Straße sehen kann: Dort wohnt ein Mensch“ (Hundertwasser 1990). Die Ankunft der Zwangsmigrierten in Österreich ging mit einem ähnlichen „Personalisieren“ der neuen Umgebung einher. Lebensgeschichtliche Erzählungen, die die „alte Heimat“ als „das, was dort zerfällt“²⁰⁶ darstellten, skizzierten komplementär dazu die „neue Heimat“ als „das, was wir (anderswo) aufgebaut haben“.

Die Ankunft der ZwangsmigrantInnen habe dem Nachkriegsösterreich neben Belastungen auch Nutzen gebracht; „der Landeshauptmann sagt das in allen Reden“²⁰⁷, behauptete etwa Frau Lindinger. Tatsächlich attestiert Dr. Josef Pühringer (2004) den

²⁰⁶ Krieglstein zit. nach Kaiser-Kaplaner 1998: 159. Vgl. Kapitel 6.5.

²⁰⁷ Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

„Donauschwaben“ im Vorwort zu einer Festschrift, sie hätten „ganz wesentlich zum Wiederaufbau unsere Landes nach dem Zweiten Weltkrieg beigetragen“.

Dass die Betroffenen auch 60 Jahre später noch gerne auf diesen Umstand hinweisen, lässt mehrere Rückschlüsse zu: Angesichts des weitgehenden Verlusts ihres Besitzes mussten sich die Zwangsmigrierten auf ihr „mentales Gepäck“ – praktische Erfahrungen, persönliche Stärken, formelle Qualifikationen – besinnen, sowohl was den physischen als auch psychischen Wiederaufbau anbelangte; eine neue materielle Existenzgrundlage sowie eine neue persönlich-soziale Identität konnten nur auf dieser Basis aufgebaut werden. Zu den am häufigsten (sowohl selbst- als auch fremd-) zugeschriebenen Eigenschaften der Zwangsmigrierten zählt Arbeitseifer; dieser war in der Nachkriegszeit gern gesehen, weil dringend nötig. Viele ZwangsmigrantInnen waren jung, an körperliche Anstrengung gewöhnt und sich für keine Arbeit zu schade, wobei die Rahmenbedingungen ohnehin wenige Optionen offen ließen.

Ihre positive Arbeitseinstellung verschaffte den Neuankömmlingen somit eine Art Daseinsberechtigung: Auch wenn sie angesichts der allgemeinen Lebensmittel- und Wohnungsknappheit von der Mehrheitsbevölkerung „als eine Plage und Zumutung empfunden“ wurden (Lehmann 1993: 35) und diese Ablehnung gelegentlich offen zu spüren bekamen²⁰⁸, stellten sie zugleich dringend benötigte Arbeitskräfte dar. Aus Sicht der österreichischen Nachkriegspolitik stellte ebendiese Überlegung das Hauptargument gegen eine Abschiebung der Zwangsmigrierten dar, die der „aufstrebenden [...] Wirtschaft schwere Rückschläge“ (Stanek 1985: 30) beschwert hätte. Dass sich die Zwangsmigrierten „nützlich machten“, war somit von beiderseitigem Nutzen: „Abgesehen von [...] dem psychologischen Moment, dass ihnen [den „volksdeutschen Flüchtlingen“, *Anm.*] die Arbeit als das beste Mittel gegen die Wunden der unmittelbaren Vergangenheit erschien, wollten sie beweisen, dass sie sich ihr Brot durch ehrliche Arbeit verdienen konnten und niemandem zur Last fallen würden“, interpretiert Kaiser-Kaplaner (1998: 160) das damalige Verhalten vieler Zwangsmigrierter als eine Art Selbsthilfe. Demzufolge war ihr Beitrag zum Wiederaufbau – bewusst oder unbewusst – therapeutisch motiviert.

²⁰⁸ Vgl. Kosserts Buchtitel „Kalte Heimat“, der sich auf das gesellschaftliche Klima bezieht, das vielen Zwangsmigrierten in der Aufnahmegesellschaft zunächst entgegenschlug.

In diesem Zusammenhang erscheinen die finanziellen Mittel relevant, die als staatliche „Entschädigung“ für materielle Verluste an ZwangsmigrantInnen ausbezahlt wurden²⁰⁹. Obwohl dem Fluss derartiger Zahlungen beträchtlicher bürokratischer Aufwand vorausging, blieb der Argwohn der Mehrheitsbevölkerung nicht aus; „Lastenausgleichsneid“ (Lehmann 1993: 38) war im Deutschland der 1950er und 1960er Jahre weitverbreitet²¹⁰. Ebenso befürchteten wohl auch manche ÖsterreicherInnen, die Zwangsmigrierten würden überzogene Ansprüche stellen und sich ungerechtfertigter Weise auf Kosten der Staatskasse bereichern.

Diesen Verdacht zu widerlegen, kann auch noch im Jahr 2009 Erinnerungen an die Nachkriegszeit beeinflussen. So ist Herrn Ziegler nach wie vor das überschaubare Ergebnis einer privaten Inventur präsent, die er 1948 mit seiner Frau unmittelbar nach der Hochzeit durchführte: „Zwei Löffel, zwei Gabeln und ein Messer haben wir gehabt [...]. Und so haben wir angefangen, mit 28 Schilling Bargeld. So haben wir unser ... Leben dann da aufgebaut“²¹¹.

Neben Sparsamkeit („Wir haben das Geld nicht beim Fenster rausgeschmissen“²¹²) habe Erfindungsreichtum zum Aufbau einer neuen Existenz beigetragen; aus dem Leder aufgetrennter Autositze und weggewordener Pistolentaschen habe er durchaus tragbare Schuhe hergestellt, erinnert sich Herr Ziegler: „In denen habe ich geheiratet; die waren so schön glänzend!“²¹³.

Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten – *a strong sense of „can-do“*, wie es im Englischen heißt – kehrte auch Herr Zweig nach außen. So habe er beim Kauf seines ersten Fahrrades besonderes Augenmerk auf einen stabilen Gepäckträger gelegt, da dieser Materialtransporten zur Baustelle standhalten musste: „Mit dem Radl hab’ ich ja das halbe Haus geführt“²¹⁴, meint er in überzeichnender Retrospektive.

²⁰⁹ In Deutschland trat 1952 das „Lastenausgleichsgesetz“ in Kraft; der österreichische Nationalrat beschloss 1962 ein „Umsiedler- und Vertriebenen-Entschädigungsgesetz“, das Geldmittel für verlorenen Hausrat und Berufsinventar gewährte, jedoch nicht für Grundbesitz (Stanek 1985: 33).

²¹⁰ „Als die Lastenausgleichsforderungen eingingen, kursierten überall in Westdeutschland Redensarten, denen zufolge Deutschland vor dem Kriege bis zum Ural gereicht hätte, wenn alle Angaben der Flüchtlinge über ihren Verlust an Boden zutreffend gewesen wären“ (Lehmann 1993: 39).

²¹¹ Interview mit Hr. Ziegler vom 7. Jänner 2009.

²¹² Ebenda.

²¹³ Ebenda.

²¹⁴ Interview mit Hr. Zweig vom 12. Mai 2008.

In derartige Erzählungen erinnern sich Zwangsmigrierte daran, wie sie ihre neue Existenz in Österreich aufbauten und das Land dadurch zu ihrer „neuen Heimat“ wurde. Somit bedienen sie sich hier eines Heimatbegriffs im Sinne der Definition von Greverus (1972) – „Heimat“ als Ort, an dem sich dem Individuum Gestaltungsfreiräume und Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung auftun²¹⁵.

6.7 Heimat, Gerüche und Geschmäcke

Als ein Volkskundler 1960 von einer Zwangsmigrantin empfangen wurde, wies ihn diese stolz auf eine seltene Blume im Vorgarten ihres neuen Hauses hin. Die Samen hatte sie im Zuge ihrer Zwangsmigration „importiert“; nun umwehte die frühere Bäuerin in Westdeutschland derselbe Geruch wie in Südosteuropa – der Duft der „alten Heimat“ (Lehmann 1993: 108).

Im Laufe des Forschungsprozesses wurde ich ebenfalls von manchen InterviewpartnerInnen darauf hingewiesen, dass bestimmte Samen nach Österreich gebracht und hier in der Nachkriegszeit angepflanzt wurden. Konkret erinnerte sich Frau Schuster, ihre Mutter habe in einem Beet, das ihr die österreichische Bauernfamilie überlassen hatte, Tomaten und Paprika gezüchtet – Gemüsesorten, die den damaligen Einheimischen offenbar unbekannt waren: „Was ist denn das für ein Saufutter?“²¹⁶, soll einer der Gastgeber beim Anblick der Gewächse kommentiert haben.

Noch vor den türkischen und italienischen „GastarbeiterInnen“ lösten die Zwangsmigrierten eine „kulinarische Revolution“ aus, indem sie die heimische Küche mit neuen Zutaten und Gerichten bereicherten: „Mit der Ankunft der Vertriebenen veränderte sich das Angebot auf deutschen Wochenmärkten, an Fleischtheken und in Gewürzregalen“ (Kossert 2008: 317). Knoblauch, Paprika, Pilze und Mohn hatten hierzulande vor dem Zweiten Weltkrieg Seltenheitswert und hielten erst durch die Zwangsmigrierten Einzug in den Speiseplan. In interkulturellen Milieus (wie dem der Nachkriegsjahre) lösen fremdartige Speisen zwar Interesse, Neugier und folglich – siehe obiges Beispiel – Kommunikation aus; viel häufiger als gegenseitige Beeinflussung

²¹⁵ Vgl. Kapitel 6.10.

²¹⁶ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

würden sie allerdings Segregation schaffen²¹⁷: „Gerade weil Essen und Trinken, das kulturelle System der Küche, starke emotionale, personale und physiologische Einflüsse ausüben, wird an Eßgewohnheiten in sozialen Ausnahmesituationen zäher festgehalten als an anderen kulturellen Besonderheiten“ (ebenda: 320).

Obwohl Saatgut in erster Linie vermutlich deshalb aus der „alten Heimat“ exportiert wurde, um sich autark mit Lebensmitteln versorgen zu können, kann nicht ausgeschlossen werden, dass daneben noch andere Beweggründe existierten: Möglicherweise wollten insbesondere Frauen mit landwirtschaftlichem Hintergrund auf Paprika, Tomaten und andere Hauptzutaten vieler traditioneller Gerichte nicht verzichten. Bei der Auswahl der wenigen Besitztümer, die aus der „alten Heimat“ mitgenommen werden konnten, spielten vermutlich nicht nur praktische Überlegungen, sondern auch persönliche Sentimentalitäten eine Rolle. Der Anblick, Geruch und Geschmack von vertrauten Lebensmitteln kann in einem neuen Umfeld Sicherheit und Geborgenheit vermitteln. Darauf deuten auch die Versuche der damals 13-jährigen Frau Schuster, ihrem Heimweh während der ersten Zeit in Österreich beizukommen:

Ich habe furchtbar Heimweh gehabt! [...] Wir haben [bei Stadt X, *Anm.*] einen Weingarten gehabt, und [in Österreich, *Anm.*] hat unser Bauer Weinreben gehabt [...] mein Gott, wenn ich da als [manchmal, *Anm.*] ein Beerl [eine Traube, *Anm.*] gestibitzt hab! [...] Und – dann haben wir im Hof einen Birnbaum gehabt; mein Gott, wenn ich jetzt so eine gute Birne hätte! Naja, wir haben nicht gehungert, aber – es ist halt viel abgegangen von daheim, was man gehabt hat...²¹⁸

Obwohl Frau Schuster betont, in der Nachkriegszeit keinen Hunger gelitten zu haben, vermisste sie den Geschmack bestimmter, von früher vertrauten Lebensmitteln, wie z.B. einer „gute[n] Birne“ vom Baum im heimischen Hof. Weintrauben, die sie sich bislang jederzeit aus dem Weingarten ihrer Familie holen konnte, baumeln jetzt verführerisch vor dem Fenster ihrer Notunterkunft und führen das Mädchen in Versuchung, seinem moralischen Empfinden zuwiderzuhandeln: „Ich hab mich ja nicht getraut [eine Traube zu stibitzen, *Anm.*], na, das ist ja Stehlen, das tut man ja nicht...“²¹⁹ Ich wage daher zu behaupten, dass nicht nur Liebe, sondern auch „Heimat“ sprichwörtlich durch den

²¹⁷ Da v.a. von Zwangsmigrierten Pilze verspeisten, wurden „Flüchtling“ und „Pilzsammler“ in der Nachkriegszeit als abwertende Synonyme verwendet (Kossert 2008: 319).

²¹⁸ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

²¹⁹ Ebenda.

Magen geht²²⁰. Andere ForscherInnen kamen ebenfalls zu dem Schluss, dass der Geschmack einer Speise ein „Gefühl heimatlicher Vertrautheit“ (Bredow/ Foltin 1981: 34) auslösen kann.

Den Geruchssinn, der zweifelsfrei auch beim Essen eine wichtige Rolle spielt, erkannte bereits Rousseau als „Sinn der Erinnerung und des Verlangens“ (Vroon et al. 1996: 5). Besonders für Kinder und Jugendliche – die im Vergleich zu Erwachsenen ihre Umwelt stärker über primäre Sinneswahrnehmungen erleben – scheint die „Eindringlichkeit der Gerüche“ (Krockow 1989: 9) oft mit spezifischen Erinnerungen verbunden zu sein: Noch Ende der 1980er Jahre assoziierte Krockow seine in Hinterpommern verbrachte Kindheit mit „fangfrisch geräucherten Flundern an der Ostsee“, „Spickgänsen, die in ihrer Kammer auf dem Dachboden reifen“ sowie „Kaffeebohnen, die die Mamsell in einer eisernen Trommel über dem Herdfeuer röstet“ (ebenda). Interessanterweise beziehen sich all diese „Geruchserinnerungen“ auf Nahrungsmittel.

Erwiesenermaßen werden Düfte aber auch in anderen Kontexten relevant: Ein gebürtiger Schlesier, der bei der Zwangsmigration erst drei Jahre alt war, pflückte auf einer „Erinnerungsreise“ wilde Kamille – nach mehr als drei Jahrzehnten hatte er diesen Geruch seiner Kindheit offenbar noch immer in der Nase getragen und gezielt gesucht (Lehmann 1993: 130). „Heimat riecht: nach Harz und nach Heu, nach Kartoffelfeuern, Leder, Kuchenbacken, gebrannten Mandeln, [...] Oder sei's [...] Schweinemist, Ruß und Rauch: sie riecht jedenfalls und kündigt damit von Leben“, bringt Krockow (zit. nach Bastian 1995: 35) den engen Zusammenhang zwischen olfaktorischen Sinneswahrnehmungen und Heimatgefühlen auf den Punkt.

²²⁰ Ein Phänomen, das die meisten Reisenden aus eigener Erfahrung bestätigen können: Im Laufe eines längeren Auslandsaufenthalts werden viele ÖsterreicherInnen von unbändigem Appetit (nicht Hunger!) auf dunkles Brot überfallen, der die Betroffenen in Spezialbäckereien treibt; diese sind trotz horrender Preise oftmals geheime „Expatriate“-Treffpunkte.

6.8 Heimat, eine Melodie

Angeblich ließen französische Offiziere des 17. und 18. Jahrhunderts das Singen und Spielen bestimmter Lieder strengstens verbieten, da manche Rekruten „beim Klang heimatlicher Volksweisen förmlich vom Fieber gepackt“ wurden – das „Krankheitsbild“ Heimweh, Aufruhr und Desertationsversuche waren Widrigkeiten, die man zu verhindern trachtete (Romberg 2005: 107f). Spätere Forschungen (Bredow/Foltin 1981: 34) bestätigten das Potential von Liedmelodien, als „Auslöser heimatbezogener Emotionen“ (Bastian 1995: 34) zu fungieren.

Im Rahmen von Frau Schusters letzter „Erinnerungsfahrt“ – einer organisierten Gruppenfahrt im Jahr 2003 – erfüllte Musik zwei Mal diese Funktion. Zunächst ließen Tamburica-Klänge bei einem abendlichen Lokalbesuch alte Erinnerungen wieder aufleben: „Es war, als wenn wir nie fortgewesen wären, es war... wirklich schön“²²¹. Wenige Tage später besuchte die Reisegruppe einen Gottesdienst in *Stadt X*, der von einem kroatischen Kirchenchor gestaltet wurde und Frau Schuster tief berührte:

Das war *sowas Schönes*, wie *die* gesungen haben – (*kämpft mit den Tränen, spricht mit zitteriger Stimme weiter*) – ich habe die ganze Zeit nur geflennt. Das war mir *so rührend*, aber *so wunderbar* gesungen; und unsere Kirche ist eine *schöne Kirche!* (*Beruhigt sich wieder*) [...] Uns zu Ehren haben sie dann gesungen.²²²

Dass die Interviewpartnerin dieses Erlebnis so schwärmerisch beschreibt und ausgerechnet an dieser Stelle ihrer Lebensgeschichte ihren Emotionen freien Lauf lässt, könnte mehrere Ursachen haben: Dass Musik im Allgemeinen die Gefühlswelt der ZuhörerInnen tangiert (und sakrale Klänge gleichzeitig an das religiöse Empfinden appellieren) steht außer Zweifel. In diesem Fall verstärkten die räumlichen Rahmenbedingungen die Emotionen des Publikums: Der Chor trat in der Kirche – gewissermaßen dem Herzstück des Orts, auf dessen Symbolkraft bereits eingegangen wurde – auf. Darüber hinaus dürfte noch relevant gewesen sein, dass die Informantin den Eindruck gewann, der Chor trete „zu Ehren“ der österreichischen BesucherInnengruppe auf: In ihren Augen erweisen heutigen BewohnerInnen der

²²¹ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

²²² Ebenda.

früheren ihren Respekt und heißen sie willkommen zurück in *Stadt X*, was als Versöhnungsangebot, oder zumindest als Ausdruck des Bedauerns über die Zwangsmigration, interpretiert werden kann.

Den Zusammenhang zwischen Heimatgefühlen und Musik demonstrierte auch eine Aussage von Frau Lindinger: „Ich kann heute noch [weinen, *Anm.*], wenn sie uns spielen „Ich hatte einen Kameraden“, dann... das greift einfach an“²²³, fügte sie an die Schilderung des tränenreichen Abschieds 1944 von ihrem Vater an. Offenbar rührt Frau Lindinger die Melodie dieses Soldatenlieds deswegen noch heute zu Tränen, weil es sie an den Verlust ihres Vaters erinnert – ihre engste Bezugsperson, die für sie als Kind „Heimat“ ausmachte.

6.9 Heimat, ein soziales Umfeld

Ich möchte sonst nirgends sein als in Österreich [...] jeder den ich kenne, der ist da. Und wenn ich jetzt dorthin [nach *Stadt X*, *Anm.*] komme, und bin dort mit fremden Leuten, die ich nicht kenne und die nicht meine Sprache reden; also, das ist schon ein Grund, dass ich dort *nicht* mehr sein möchte. [...] Die Leute, die gehören nicht zu mir; die gehören nicht zu mir.²²⁴

Die Einsicht, dass ein enger Zusammenhang zwischen Heimatgefühl und einem vertrauten sozialen Umfeld besteht, teilt Frau Schuster mit zahlreichen anderen Zwangsmigrierten. Der jüdische Schriftsteller Jean Améry beispielsweise, der Österreich 1938 verlassen musste, empfand es im belgischen Exil als besonders verunsichernd, seine neuen Mitmenschen zunächst nicht richtig einschätzen zu können; als Neuankömmling konnte er ihre Absichten und Launen nur erraten: „Gesichter, Gesten, Kleider, Häuser, Worte [...] waren Sinneswirklichkeiten, aber keine deutbaren Zeichen. [...] War das Lächeln des Polizeibeamten, der unsere Papiere kontrollierte, gutmütig, indifferent oder höhnisch? War seine tiefe Stimme grollend oder voll Wohlwollens? Ich wußte es nicht“ (Améry 1988: 65).

²²³ Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

²²⁴ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

Ebendieses Gefühl des „Nicht-Dazugehörens“ scheint Frau Schuster während ihrer (bis dato) vier „Erinnerungsreisen“ gewonnen zu haben. Konkret stört sie, dass *Stadt X* heute von „fremden Leuten“ bewohnt wird, von denen sie durch eine Sprachbarriere getrennt ist²²⁵; Frau Schuster kennt „dort“ niemanden näher, und wird ihrerseits von niemandem mehr erkannt. Da die deutschsprachigen EinwohnerInnen 1944 nahezu geschlossen zwangsmigrierten, Frau Schuster in Österreich ins Berufsleben eintrat, ihre Kinder hier zur Welt brachte und zur Schule schickte, lokalisiert sie ihr soziales Netzwerk – und somit ihren Lebensmittelpunkt – heute in der „neuen Heimat“: „Jeder den ich kenne, der ist da“²²⁶.

Mit demselben Argument versucht Frau Schuster, die besitzrechtlichen Sorgen zu zerschlagen, die ihres Erachtens Teile der serbischen Bevölkerung quälen:

[...] na *nie im Leben werde ich dort hinziehen!* Selbst wenn ich mir dort ein Haus *kaufen* könnte, werde ich das nicht, wenn meine Leute alle da [in Österreich, *Anm.*] sind! Dort (*lacht*)... dort liegen meine Eltern am Friedhof drüben, und meine Kinder sind da, und... also, nie im Leben!²²⁷

Erneut betont Frau Schuster, dass ihre Verwandten und Bekannten – „meine Leute“ – in Österreich leben; die „alte Heimat“ ist hingegen allenfalls ein Ort der Erinnerung²²⁸ an verstorbene Vorfahren. Während das ehemalige Jugoslawien somit auch gedanklich zu einem „Reich der Vergangenheit“ wird, scheinen persönliche und vor allem familiäre Zukunftspläne eindeutig an Österreich gebunden zu sein. Eine permanente Rückkehr nach *Stadt X* erscheint Frau Schuster unter diesen Umständen weder überlegens- noch erstrebenswert, wie sie wiederholt deutlich macht: „Die Leute sind ja alle fort [...] das sind jetzt Serben, was da unten sind, da sind ja keine Deutschen mehr“²²⁹. Der erste Teil dieser Aussage – dass „alle Leute fort“ seien – trifft in dieser Form selbstverständlich nicht zu; richtig ist vielmehr, dass die Interviewpartnerin keinerlei Gemeinsamkeiten

²²⁵ Bezeichnenderweise spricht Fr. Schuster von „fremden Leuten [...] die nicht *meine* Sprache reden“; die Formulierung lässt darauf schließen, dass sie die Option ausschließt, selbst Serbisch zu erlernen, um mit der heutigen Bevölkerung kommunizieren zu können. Hr. Ziegler hingegen kann sich damals wie heute mühelos auf Rumänisch verständigen; ein Zusammenhang zwischen seinen Sprachkenntnissen und besonders zahlreichen „Erinnerungsreisen“ ist naheliegend.

²²⁶ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

²²⁷ Ebenda.

²²⁸ Vgl. Kapitel 6.12.

²²⁹ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

zwischen sich und den serbischen BewohnerInnen sieht und sich deshalb in ihrer Gegenwart fremd, nahezu als „Eindringling“ (Lehmann 1993: 129) fühlt.

Auch Herr Ziegler bedauert die Veränderung des sozialen Umfelds in der „alten Heimat“ – diesen Eindruck vermittelt zumindest seine Schilderung eines Spaziergangs 1996 von einem Ende seines Geburtsorts ans andere:

[Da bin ich damals] durchs Dorf gegangen – das ist groß, unser Dorf, ein Kilometer im Quadrat! – [...] keinen Menschen getroffen, dem ich hätte ‚Guten Tag‘ sagen können! Deutsche waren alle weg. Waren keine deutschen Leute mehr dort!²³⁰

„Heimat“ ohne vertraute Menschen wird Fremde“, fasst Lehmann (1993: 119) derartige Erfahrungen von Zwangsmigrierten zusammen. Eine seiner Interviewpartnerinnen legte diese Einstellung besonders deutlich an den Tag: Auf „Erinnerungsreisen“ werde sie in Zukunft verzichten, nachdem sie der Zustand des Elternhauses bei ihrem ersten und einzigen Besuch schockiert habe; die Treffen der zwangsmigrierten Ex-Dorfgemeinschaft, die regelmäßig in Deutschland stattfinden, bedeuten ihr hingegen viel: „Da kommen wir zusammen, und dieser Tag ist für mich Heimat“ (Lehmann 1993: 119).

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob „Heimweh“ (wie im Alltagssprachlichen Gebrauch meist angenommen) „tatsächlich eine Reaktion auf die Trennung von der vertrauten räumlichen Umwelt meint, oder nicht vielmehr die unerfüllte Sehnsucht nach geliebten Menschen“ (ebenda: 78). Trifft letzteres zu, so würde dies konsequenterweise bedeuten, dass „Heimat“ stärker an ein vertrautes soziales Umfeld gekoppelt ist als an geographische Gegebenheiten.

6.10 Heimat, wo es mir gut geht

Ubi bene, ibi patria: Bereits altrömische Philosophen kamen zu der Erkenntnis, dass „Heimat“ anstatt eines konkreten Ortes auch allgemeiner eine Umgebung bezeichnen kann, in der es einem „gut geht“. Dieser Aspekt wurde von allen meinen InterviewpartnerInnen angesprochen, wobei „gut gehen“ vornehmlich in wirtschaftlicher Hinsicht interpretiert wurde: als Möglichkeit, eine (berufliche oder akademische)

²³⁰ Interview mit Hr. Ziegler vom 7. Jänner 2009.

Ausbildung zu absolvieren, sich karrieretechnisch zu verwirklichen, materiell abzusichern und anschließend für die nächste Generation vorzusorgen.

Dass diese Thematik von den Herren intensiver behandelt wurde als von Frau Schuster oder Frau Lindinger, ist dabei nicht weiter überraschend: Eine Analyse von „geschlechtsspezifischen Mustern des autobiographischer Erzählens“ (Engelhardt 1996: 372f) ergab, dass Männer ihr Leben tendenziell als Ausbildungs- und Berufskarriere darstellen, während es Frauen meist leichter fällt, private Lebenserfahrungen zu thematisieren²³¹. Diese Erzählrends traten bei meinen InterviewpartnerInnen deutlich zu Tage, wobei wiederum die Interpretations-Dichotomie „Schicksal vs. eigene Verdienste“²³² zum Tragen kam: Sämtliche Männer führten ihren befriedigenden Karriereverlauf auf eine Mischung aus Glück und Leistungsbereitschaft zurück. Die Kombination dieser gegensätzlichen Erinnerungs- und Deutungsmuster lässt den/ die einzelne/n ZwangsmigrantIn als „Gestalt einer Zeitenwende“²³³ erscheinen, der zwar schwer an Kriegsfolgen zu tragen hatte, aber gleichzeitig die Aufbruchsstimmung der Nachkriegszeit vorwegnahm (Lehmann 1993: 208f). Dass Erinnerungserzählungen einerseits unter dem stolzen Motto „Wie wir das alles geschafft haben“²³⁴ zu stehen scheinen, andererseits höhere Mächte (bzw. Zufälle) zur Erklärung herangezogen werden, deutet auf die Lebensauffassung hin: „Glück‘ in diesem Maße kann nur der Tüchtige haben“ (ebenda: 213).

²³¹ Wie Engelhardt betont, weisen diese Tendenzen nicht auf grundsätzlich unterschiedliche Bewertungen von Karriere bzw. Privatleben durch Männer und Frauen hin, sondern lediglich auf kulturell begründete *Erzählmuster*: „Wenn bei Männern die starke Tendenz besteht, die Lebensgeschichte überwiegend als Geschichte der Ausbildung und des Berufs [...] darzustellen, dann bedeutet das keinesfalls, daß die private Lebenslinie keine große Relevanz besitzt. Diese bildet vielmehr einen hochbedeutsamen, jedoch weitgehend unausgesprochenen [...] Teil der Lebensgeschichte, der innerhalb des tradierten kulturellen Musters der männlichen Darstellung von Biographie und Identität wenig Platz hat“ (Engelhardt 1996: 373f). Dasselbe gelte mit umgekehrten Vorzeichen für lebensgeschichtliche Erzählungen von Frauen.

²³² Vgl. Kapitel 5.4.

²³³ Hierbei handelt es sich um eine Anspielung auf einen Buchtitel von Elisabeth Pfeil: „Der Flüchtling – Gestalt einer Zeitenwende“.

²³⁴ Ebenfalls eine Anspielung auf einen Buchtitel: Meyer, Sibylle/ Schulze, Eva: „Wie wir das alles geschafft haben: Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945“.

So schilderte Herr Graf detailliert seine Karriere, um letztendlich zu resümieren:

Nicht, dass ich prahlen will, und was-weiß-ich was ich bin oder was ich kann – aber, es ist mir alles aufgegangen! Irgendwie ein bisschen ein Glück braucht man vielleicht auch, und, naja... ich war nicht von den Dummen, sagen wir mal so.²³⁵

Mit betontem Understatement erklärt sich der Sprecher die Erreichung seiner Karriereziele als eine Folge von zwei Faktoren: Er gibt zu, stets „ein bissl ein Ehrgeizler, ein Streber“²³⁶ gewesen zu sein, räumt aber – insbesondere bezüglich seiner Lehrstellensuche und des Schritts in die Selbstständigkeit – ein, er habe „Glück gehabt, oder wie auch immer; es ist gut gegangen“²³⁷. Obwohl seine ursprünglichen Karrierepläne anders aussahen – die Eltern hätten ihr einziges Kind gerne die Ingenieurslaufbahn einschlagen lassen²³⁸ – betont Herr Graf, sich nicht als Opfer äußerer Umstände zu fühlen: Mit seinem Leben sei er, beruflich wie privat, rückblickend „zufrieden an allen Ecken und Enden“²³⁹.

Bei Herrn Zweig dauerte die berufliche Etablierung länger, da er bis 1955 als Hilfsarbeiter auf Baustellen tätig war. Die Beförderung, die zeitnah auf seinen Eintritt in eine Firma erfolgte, kommentiert er bescheiden: „Ich habe ja dann doch das Glück gehabt [...] weil das eine kleine Firma war; ich meine, von der Arbeit oder vom Improvisieren her, da war ich ja nicht der Schlechteste, nicht“²⁴⁰. Zufrieden erwähnt Herr Zweig in seiner Lebensgeschichte Firmen-Weihnachtsfeiern, Betriebsausflüge und berufliche wie private Auslandsreisen, um schließlich zu relativieren: „Wenn einer irgendwie ein bisserl eine Ahnung hatte, dann hat er sich schon ein bisschen eine Existenz schaffen können“²⁴¹.

Herr Ziegler und seine Frau verrichteten in den Nachkriegsjahren zunächst Heimarbeit für eine neugegründete Firma. In Form einer Anekdote – das junge Ehepaar steht um vier Uhr morgens auf und beobachtet heimkehrende Nachtschwärmer, während es den

²³⁵ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

²³⁶ Ebenda.

²³⁷ Ebenda.

²³⁸ In Engelhardts (1996: 126) quantitativer Studie gaben 49% der Befragten an, infolge ihrer Zwangsmigration einen beruflich-sozialen Abstieg erlitten zu haben; 44% konnten ein mit ihrer Ausgangslage vergleichbares Niveau wiedererlangen, lediglich 7% einen Aufstieg realisieren.

²³⁹ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

²⁴⁰ Interview mit Hr. Zweig vom 12. Mai 2008.

²⁴¹ Ebenda.

Arbeitstag beginnt – veranschaulicht auch er Eigeninitiative: „Meine Frau und ich, wir haben viel, viel gearbeitet“; „kein Tag ohne Arbeit“²⁴² sei damals verstrichen. Nach seinem Aufstieg zu einer wichtigen Position in dem florierenden Unternehmen sei er viel im Ausland unterwegs gewesen und habe sich mit seiner Frau auch privat viel gegönnt. Retrospektiv macht Herr Ziegler ebenfalls eine Kombination aus persönlichem Engagement und glücklichen Fügungen für seinen befriedigende Karriere verantwortlich: „Es waren schon bittere Jahre auch, aber es ist immer gut gegangen. Ich... war froh, dass es immer geklappt hat“²⁴³.

Während die „neue Heimat“ Österreich diesen drei Männern somit Chancen auf dem Arbeitsmarkt bot, war der junge Herr Wildmann vorerst daran interessiert, die Matura nachzuholen. Wiederum war dazu überdurchschnittlicher Leistungswille notwendig: Nach dreijähriger Unterbrechung seiner Schullaufbahn frischt der Siebzehnjährige seine Latein- und Mathematikkenntnisse auf und bereitet sich quasi autodidaktisch auf eine Nachprüfung in Englisch vor. Zugleich bezeichnet es Herr Wildmann in seiner Lebensgeschichte als Glück, dass die Schulleitung über seine nichtvorhandenen Zeugnisse hinweg sah: „Wieso der [der Direktor, *Anm.*] mich aufgenommen hat, ist mir heute noch schleierhaft“²⁴⁴.

Wenn weibliche Interviewpartnerinnen „Heimat“ mit einem chanceneröffnenden Umfeld assoziierten, geschah dies – den erwähnten genderspezifischen Erzählmustern entsprechend – weniger in Bezug auf persönliche Karriereerfolge, sondern eher mit Bezug auf die gesamte Familie. So schilderte Frau Schuster detailliert, wie sie und ihr Mann während des Hausbaus „geknausert und gespart“²⁴⁵ und ein Jahr lang „nur das Nötigste“²⁴⁶ gekauft hätten: „Also, ich muss sagen: Wir waren sehr wirtschaftlich – Eigenlob stinkt, aber es war so – sehr wirtschaftlich und sparsam [...] und es ist eigentlich rapid gegangen [...] wirtschaftlich haben wir uns bald in die Höhe gearbeitet“²⁴⁷. Der Bau eines Eigenheims und finanziell-materielle Vorsorge für die

²⁴² Interview mit Hr. Ziegler vom 7. Jänner 2009.

²⁴³ Ebenda.

²⁴⁴ Interview mit Hr. Wildmann vom 28. Oktober 2009.

²⁴⁵ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

²⁴⁶ Ebenda.

²⁴⁷ Ebenda. Vgl. Kapitel 5.4 („Integrationsstory“).

nächste Generation – damit „die Jungen einen leichteren Start“²⁴⁸ haben – stehen hier (im Unterschied zu erreichten Karrierezielen) somit im Vordergrund.

Interessanterweise lässt das antike Prinzip *ubi bene, ibi patria* offenbar auch den Umkehrschluss zu: Wo es einem *nicht* gut geht, ist keine „Heimat“ (mehr). Eine Übernachtung des Jahres 1946 blieb Herrn Wildmann deswegen in Erinnerung, weil zum Zudecken lediglich Zementsackpapier zur Verfügung stand, wohingegen vor dem Krieg stapelweise Leintücher für Gäste bereitgehalten worden waren. „An solchen Zeichen wurde einem bewußt, daß die Zeit der Donauschwaben in diesem Teil Südpannoniens offenbar zu Ende war“, interpretierte Wildmann (1986: 144) diese krass veränderten Zustände.

Das Kriterium „Lebensqualität“ zogen zahlreiche InterviewpartnerInnen zur Definition ihres heutigen geographischen Lebensmittelpunkts heran. Aus Frau Lindingers Sicht stellt dies das Hauptargument gegen eine permanente Rückkehr in die „alte Heimat“ dar:

Nach *Stadt X* möchte [...] sicher niemand. Ich glaube nicht, dass Sie jemanden finden, der nach *Stadt X* möchte... wieder.

[Frage: Wieso nicht?]

Weil es [...] einem jeden jetzt besser geht als damals.²⁴⁹

Auch Männer äußerten sich in diesem Sinne: „Der Lebensstandard ist da [in Österreich, *Anm.*] viel höher, viel – viel angenehmer, viel schöner“²⁵⁰; „[Dass wir es in *Stadt X*, *Anm.*] schöner gehabt haben kann man ja nicht sagen, von schöner ist ja keine Rede“²⁵¹. Mitleid mit den heutigen BewohnerInnen²⁵² und resolute Ablehnung – selbst möchte man „absolut nicht mehr dort unten“²⁵³ wohnen – vermischen sich leicht mit zynischer Dankbarkeit über den (unfreiwilligen) Neustart in Österreich: „Gut, dass sie uns verjagt haben, sonst wären wir heute noch dort“, lautete das Resümee einer meiner Verwandten nach ihrer Rückkehr von einer „Erinnerungsreise“. Diese sarkastisch anmutende Äußerung wird als Erleichterung darüber, in Österreich mittlerweile materiellen Wohlstand (wieder)erlangt zu haben, leichter nachvollziehbar. Ein Verständnis von

²⁴⁸ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

²⁴⁹ Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

²⁵⁰ Wortmeldung von Hr. Schuster während des Interviews mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

²⁵¹ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

²⁵² Hr. Ziegler betonte, „ein kleines Vermögen da runter geschleppt“ zu haben, da seine in Rumänien gebliebenen Verwandten „nichts gehabt“ und „alles gebraucht“ hätten.

²⁵³ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

„Heimat“ als Umgebung, in der es einem „gut geht“ – wo man es (besonders als Mann) beruflich „zu etwas gebracht“ hat und ein sicheres, angenehmes Leben führen kann – trat somit in allen Lebensgeschichten zu Tage.

6.11 Heimat, worum uns Ausgewanderte beneiden

Mein Mann und ich [...] sind österreichische Staatsbürger, seine Mutter [...] ist deutsche Staatsbürgerin, die Tante mütterlicherseits ist US-amerikanische, die Tante väterlicherseits kanadische Staatsbürgerin. Meine Eltern waren bis zum Tode französische Staatsbürger, meine Schwester lebt heute noch im Elsass. Vier Geschwister meiner Mutter leben in Brasilien, eine Schwester in der ehemaligen DDR, die Geschwister meines Vaters im Gebiet der Bundesrepublik Deutschland. Und wie weit müssen Sie gehen, um Verwandte zu besuchen? (Frach-Fischler zit. nach Zödl 2005: 56)

Geographisch-familiäre Konstellationen wurden durch den Zweiten Weltkrieg tendenziell verkompliziert; viele ZwangsmigrantInnen sahen Österreich als Zwischenstopp an, um ihren Weg in andere europäische Länder oder nach Übersee – Australien, Südamerika, Kanada oder in die USA – fortzusetzen²⁵⁴. Folglich bedauert etwa Fr. Lindinger, dass ihre Verwandtschaft „durcheinandergewirbelt“²⁵⁵ wurde und heute in der ganzen Welt verstreut lebt.

Herr Graf, dessen Familie selbst eine Emigration erwog, sieht die damalige Auswanderungswelle in Zusammenhang mit mangelnden Zukunftsperspektiven im Nachkriegsösterreich; insbesondere die Einbürgerungs- und Arbeitsmarktchancen für Zwangsmigrierte seien schwer abschätzbar gewesen. Seiner Ansicht nach brachen viele in der Hoffnung, dort kämen „die Dollar geflogen“²⁵⁶, in Richtung „goldener Westen“ auf. Trotzdem schätzt sich Herr Graf heute glücklich, in Österreich zu leben:

²⁵⁴ Bis zum Jahr 1958 zogen offiziell 57.246 „Volksdeutsche“ über Österreich in andere Staaten weiter – häufig in „Auswanderungswellen“: Ca. 10.000 emigrierten nach Frankreich; 2500 Personen gründeten fünf neue Dörfer in Brasilien (Stanek 1985: 34; 38).

²⁵⁵ Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

²⁵⁶ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

Was die [Auswanderer, *Anm.*] in Australien gesucht haben [...] – ich weiß nicht. Aber jedenfalls, dass wir es am besten gemacht haben, die da geblieben sind – das kann man laut sagen; na! Ich habe einen Freund [...] in Kalifornien [...] die haben Heimweh bis geht-nicht-mehr. Aber nicht nach *Stadt X*, sondern da her! [...] Die sich entschieden haben, da zu bleiben, die haben es *sicher* gescheiter gemacht.²⁵⁷

In Herrn Grafs Augen ist Österreich „eines der schönsten Länder“²⁵⁸, was bereits impliziert, dass er mit seiner Wahlheimat zufrieden ist. Der direkte Vergleich mit Ausgewanderten – die heutigen ÖsterreicherInnen hätten „sicher gescheiter“ bzw. „am besten“ entschieden – macht diese Meinung explizit und verleiht ihr Nachdruck. Abgesehen davon, dass es „alle“ Zwangsmigrierten hierzulande „zu etwas gebracht“²⁵⁹ hätten, rühmt er auch Österreichs landschaftliche Schönheit – allerdings nur indirekt durch zahlreiche Zitate seines kalifornischen Bekannten:

„Ihr wisst ja gar nicht, wie schön Österreich ist!“ Und der hat, ich meine... viel erlebt, und in der Zwischenzeit hat er auch so eine Ferienwohnung auf Hawaii [...] aber, sagt er, Österreich... ist unübertroffen. Es ist... sag ich, „Was gefällt dir so an Österreich?“ Sagt er, [...] er liebt die Berge; oder die Seen, oder die Landschaft... Österreich ist eines der schönsten Länder. [...] Man kann schon beinahe sagen – wie der sagt – ein Paradies.²⁶⁰

Als Erklärung für die häufigen Berufungen auf Aussagen eines Dritten wäre denkbar, dass sich Herr Graf aufgrund limitierter eigener Auslandserfahrung nicht „qualifiziert“ fühlt, Österreich in ein internationales Ranking einzuordnen. Um den Vorwurf einer mangelnden Vergleichsbasis von vornherein zu eliminieren, stützt er sich auf einen Freund, zu dem er offenbar aufsieht: Schließlich habe dieser schon „viel erlebt“, u.a. erfolgreich eine Auswanderung bewältigt. Die Berufung auf diesen Bekannten verleiht wertenden Aussagen die nötige Autorität, so offenbar Herrn Grafs (bewusster oder unbewusster) Gedankengang. Ihm selbst bleibt lediglich die Aufgabe übrig, seine Zustimmung zu signalisieren – „Man kann schon beinahe sagen – wie der sagt – [Österreich ist, *Anm.*] ein Paradies“ – bzw. abschließend (nach ausreichender Legitimierung und diesmal ohne direkten Rückbezug auf den Freund) das Fazit zu ziehen, es gäbe auf der ganzen Welt kein schöneres Land als Österreich.

²⁵⁷ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

²⁵⁸ Ebenda.

²⁵⁹ Ebenda. Vgl. Kapitel 5.4. („Integrationsstory“) und 6.10.

²⁶⁰ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

Herrn Grafs anonym bleibender Freund hat als weitgereister Kosmopolit den Vergleich zur berühmten Urlaubsinsel Hawaii, wo der scheinbare Besserverdiener sogar eine Zweitwohnung besitzt. Nichtsdestotrotz wird der Bekannte in dieser vermeintlich paradiesischen Umgebung als Unglücklicher porträtiert, der sich massenhaft Wissen anliest – „der weiß mehr über Österreich als wir, muss ich sagen!“²⁶¹ – und „Heimweh bis geht-nicht-mehr“ hat. Offenbar verfügt Österreich über Eigenschaften, die es in besonderem Maße zur „neuen Heimat“ qualifizieren – ausgeprägte „heimatliche“ Qualitäten, sozusagen – so das naheliegende Fazit.

Andere Zwangsmigrierte äußerten sich ähnlich. Frau Lindinger erwähnte, ihre Angehörigen in Kanada und Australien hätten ebenfalls „alle Heimweh“: „Aber nicht nach *Stadt X*, sondern nach Österreich“²⁶²; Herr Ziegler merkte an, seinen Entschluss im Land zu bleiben „nie bereut“²⁶³ zu haben, während sich die bereits eingangs zitierte Frau Frach-Fischler (2003: 104) enthusiastischer ausdrückt: „Dass die Entscheidung, Österreich zu unserer Wahlheimat zu machen, richtig war, davon sind wir heute mehr denn je überzeugt“.

In diesen offenherzig „patriotischen“ Bekenntnissen kommt einerseits sicherlich die Erleichterung der Zwangsmigrierten zum Ausdruck, nach traumatisierenden Kriegserlebnissen heute in einem politisch stabilen Wohlstandsstaat zu leben. Dass die angeblichen Vorzüge dieses Landes gegenüber anderen, die Richtigkeit der damaligen Entscheidung zu bleiben und das Heimweh von Ausgewanderten derart stark betont werden, mag aber eine darüber hinausgehende Signifikanz besitzen: Die SprecherInnen vermeiden, sich selbst als damals staatenlose Kriegsflüchtlinge darzustellen, denen zur Auswanderung vielleicht die finanziellen Mittel, sozialen Netzwerke, Courage oder Einwilligung der Eltern fehlten; stattdessen erscheinen sie als EntscheidungsträgerInnen, die sich nach Abwägung mehrerer Optionen freiwillig und bewusst für Österreich entschieden. Man war also nicht ein Spielball des blinden Schicksals, sondern bestimmte seinen weiteren Lebensweg aktiv – und wie sich im Nachhinein herausstellten sollte: richtig – mit. Der Gedanke, dass Ausgewanderte in anderen Ländern ebenso glücklich und zufrieden leben, ist in diesem Zusammenhang nicht nur überflüssig, sondern störend,

²⁶¹ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

²⁶² Interview mit Fr. Lindinger vom 11. Oktober 2009.

²⁶³ Interview mit Hr. Ziegler vom 7. Jänner 2009.

da er die Überzeugung, nicht bloß eine *gute*, sondern *die beste* Entscheidung getroffen zu haben, in Frage stellt.

6.12 Heimat, eine Erinnerung

Es ist so viel schon anders geworden [...] so viel neu, was einem fremd ist... gewisse Stellen sind, wo ich mir denke, das ist nicht *Stadt X*, das könnte *irgendwo* sein! [...] Aber es hat mich alleweil wieder die Neugier wieder gedrückt [...] durch die Straßen zu gehen, und ja... es wacht dann die Kinderzeit auf. Man lebt dann in der Erinnerung.²⁶⁴

Auf sehr pointierte Weise beschreibt hier Frau Schuster einen wichtigen – wenn nicht sogar den wichtigsten – Grund für ihre wiederholten Reisen in die „alte Heimat“: Obwohl sie *Stadt X* teilweise kaum wiedererkennt, den Zustand mancher Gebäude bedauert, sich unter den serbischen BewohnerInnen fremd fühlt und sich längst in Österreich zuhause fühlt, lädt sie der Ort zum Schwelgen in Erinnerungen ein. Die Bezeichnung *Erinnerungs-Reisen* trägt der Tatsache Rechnung, dass die mentale Dimension von Zwangsmigrierten-Exkursionen zu ihren Geburtsorten mindestens ebenso ausgeprägt ist wie die geographische.

Herr Graf kennt dieses Phänomen ebenfalls aus eigener Erfahrung:

Es ist schon irgendein – eigenes Empfinden... jetzt gehst du dort, wo du als Bub gewesen – (*kämpft mit den Tränen*) ...gehst in die Kirche, wo wir unsere Erstkommunion gehabt haben, und solche Späße... naja, dann schaut man halt. Kriegt man halt auch irgendwie – aber, ist vorbei!²⁶⁵

„Ist vorbei“: Demonstrativ verweist der Erzähler die Reihe an Assoziationen, die *Stadt X* unwillkürlich bei ihm auslöst, in die Vergangenheit. Obwohl von der äußeren Erscheinung her „viele anders“²⁶⁶ ist und Herr Graf den zahlreichen Veränderungen im Ortsbild ebenfalls abgeneigt gegenübersteht, lädt ihn die Umgebung zu nostalgischen Träumereien ein. Die vielen emotionalen – freudigen als auch traurigen – Erinnerungen, die ihn beim Nachzeichnen seiner Schritte als Kind überkommen, bescheren ihm ein

²⁶⁴ Interview mit Fr. Schuster vom 13. Oktober 2009.

²⁶⁵ Interview mit Hr. Graf vom 24. Oktober 2009.

²⁶⁶ Ebenda.

(offenbar schwer in Worte zu fassendes) „eigenes Empfinden“ und vielleicht eine Gänsehaut.

Falls nun Herr Graf oder Frau Schuster auf ihrer nächsten Besuchsfahrt von Kindern oder EnkelInnen begleitet werden, die sich selbst ein Bild von der „alten Heimat“ machen wollen, die sie aus Erzählungen kennen, werden sie fast zwangsläufig eine herbe Enttäuschung erleben. Wie die Zwangsmigrierten selbst betonen, hat sich rein baulich im Laufe der Jahrzehnte viel verändert; was sie selbst an ihren früheren Wohnorten tatsächlich wahrnehmen, ist sekundär, denn es dient bloß als Stimulus für eine Reihe von Erinnerungen. Bei mitreisenden Nachkommen kann aufgrund ihres anderen lebensgeschichtlichen Hintergrunds nichts derartige sentimentale Assoziationen auslösen; sie sehen nur die *de facto*-Gegenwart, nicht die – unsichtbare – Vergangenheit.

Dieser Umstand erklärt eklatante Wahrnehmungsdifferenzen zwischen Zwangsmigrierten und jüngeren Mitreisenden, die in der „neuen Heimat“ geboren wurden und dort mit den schwärmerischen Erzählungen ihrer Eltern bzw. Großeltern aufwuchsen. Wenn sie sich schließlich zu einer „Erinnerungsreise“ an deren Seite entschließen, ist Desillusionierung beinahe vorprogrammiert; diese Erfahrung musste eine junge Hannoveranerin machen, die ihre Mutter 1979 nach Schlesien begleitete: Anstatt des großzügigen Anwesens inmitten malerischer Natur, das ihr die Beschreibungen der Mutter suggeriert hatten, nahm sie schmale Gängen, niedrigen Räume und „so 'ne Art Plumpsklo“ (Lehmann 1993: 131) wahr. „Und dann dieser wunderschöne Obstgarten, von dem sie immer erzählt hatte, der in meinem Kopf irgendwas vom Paradies hatte, das waren einfach so 'n paar kleine Bäumchen, total verwildert“ (ebenda). Die von ihrer Mutter idealisierte und romantisierte „Heimat“ konnte die Tochter bei eigener Betrachtung vor Ort kaum wiedererkennen; ihre Enttäuschung darüber kann (und will?) sie kaum verstecken. Die Realität hat die Bilderwelt der Erzählungen gründlich korrigiert, die Tochter ihre Mutter eines „Erinnerungsmärchens“ überführt.

Dass jahrzehntealte Bilder ihre Erinnerungen trüben, scheint den Zwangsmigrierten (in unterschiedlichem Ausmaß) selbst bewusst zu sein. Dass die Bilder in ihren Köpfen einer Konfrontation mit der Realität nicht standhalten werden, ist naheliegend; viele wägen – vermutlich aus ebendiesem Grund – das Für und Wider einer Rückkehrreise lange ab oder verzichten von vornherein. Andere fahren einmal und nie wieder, nachdem sie

feststellen mussten, dass der Ist-Zustand ihrem „Heimat“-Bild nur abträglich ist. Eine enttäuschte Rückkehrerin investierte mühsame „Erinnerungsarbeit“, um ihre neugewonnenen Eindrücke zu verdrängen und die ursprünglichen zu rekonstruieren: „Es ist keine Heimat mehr. [...] Und das hat zwei Jahre gedauert, bis ich mir meine Heimat wieder so vorstellen konnte, wie ich sie als Kind und als Jugendliche erlebt habe, und das möchte ich behalten. Nicht wie es jetzt aussieht!“ (Lehmann 1993: 118).

7 Resümee

„Heimat, so was trägt man doch in seinem Herzen, da braucht man doch nicht täglich drum rumzulaufen“, behauptet eine eingangs zitierte Romanfigur (Brückner 1977: 98); da es sich um ein Streitgespräch der unmittelbaren Nachkriegszeit handelt, kontern die Zwangsmigrierten. Mehrere Jahrzehnte später argumentieren allerdings – in einem anderen Ton – auch Betroffene, „Heimat“ sei etwas „Unverlierbares“:

*Wer die Heimat kannte,
die ich Heimat nannte,
der verlor sie nicht;
tief ins Herz geschrieben
ist sie ihm geblieben,
wie ein Seelenlicht.*

*Nichts hab ich besessen,
doch auch nichts vergessen;
alles blieb bestehn.
All der Blumen Düfte,
Vogelsang der Lüfte
können nicht vergehn.*

*Warum soll ich trauern
um zerfallene Mauern,
die mir nie gehört?
Heimat ist im Innern,
mehr als nur Erinnern,
bleibt drum unzerstört.*

*Wer die Heimat kannte,
die ich Heimat nannte,
der verliert sie nie;
tief ins Herz geschrieben
ist sie ihm geblieben –
eine Herzensmelodie.²⁶⁷*

Der literarische Wert derartiger Heimatgedichte sei dahingestellt, ist hier allerdings auch nicht von vordergründigem Interesse; für SozialwissenschaftlerInnen können sie „eine Quelle bei der Erforschung von Mentalitäten, von kulturellen Vorstellungen und individuellen und kollektiven Bewußtseinsprozessen“ (Lehmann 1993: 116) darstellen. Interessanterweise

²⁶⁷ Wolf zit. nach LDDOÖ 2004: 36.

erwähnt der Dichter viele jener Komponenten, die bereits in den lebensgeschichtlichen Erzählungen mit „Heimat“ assoziiert wurden – Gerüche, Klänge, „zerfallene Mauern“.

Durch neue Erkenntnisse aus der Migrations- und Globalisierungsforschung erweiterten Kultur- und SozialanthropologInnen bereits in den 1990ern das traditionelle „Heimat“-Konzept: „Places are no longer the clear supports of our identity“ (Morley/ Robins 1993: 5). In diesem Kontext formulierte Mecheril (1994: 71) vier „entlokalisierte“ Verständnisse des Begriffs:

- 1) Egozentrierung: „Heimat ist da, wo ich mich aufhalte“
- 2) Personalisierung: „Heimat ist da, wo meine Bezugspersonen sind“
- 3) Hedonisierung: „Heimat ist da, wo ich mich wohlfühle“
- 4) Rationalisierung: „Heimat ist da, wo ich mit den geltenden Regeln und Werten einverstanden bin“

Auf diese Teilaspekte wurde – neben zahlreichen weiteren – in den vorangegangenen Kapiteln bereits eingegangen, teilweise in exakter Entsprechung (Personalisierung: „Heimat, ein soziales Umfeld“; Hedonisierung: „Heimat, wo es mir gut geht“). Meines Erachtens legt die Analyse des vorliegenden Materials – der lebensgeschichtlichen Erzählungen sowie des dichterischen Texts – jedoch nahe, dass Zwangsmigrierte über eine zusätzliche, fünfte Konstruktionsstrategie verfügen: „Heimat“ als Erinnerung bzw. als erinnerungsbezogene mentale Disposition. In anderen Worten: Eine „Heimat im Kopf“ (Lehmann 1993: 245), ein „unverlierbare[r] Erinnerungsraum“ (Krockow 1989: 137), der aus der individuellen Biografie entstanden ist und unabhängig von Zeit und Raum weiterexistiert – unzerstörbar, unvergänglich, „unverlierbar“.

Dass bei Zwangsmigrierten die Konstruktion von „Heimat“ primär über die Strategie der Erinnerung – im Gegensatz zu Mecherils Egozentrierungs-, Personalisierungs-, Hedonisierungs- oder Rationalisierungsstrategie – erfolgt, ergibt sich aufgrund der außergewöhnlichen biografischen Erfahrungen dieser Personengruppe. Durch die räumliche und zeitliche Distanz, sowie die extremen Rahmenbedingungen der Lösung aus der „alten Heimat“, bietet sich diese für Romantisierung und „Konservierung“ an. Den Verlust von „Heimat“ als „heile Welt der Kindheit“ beispielsweise muss jeder Mensch bewältigen – allerdings für gewöhnlich nicht unter traumatisierenden Zeitgeschehnissen. Dass innerhalb derselben kurzen Zeitspanne oft mehrere Aspekte von „Heimat“ verloren wurden – neben der psychischen (ebendiese „Kindheitsperspektive“) auch soziale (Bezugspersonen), kulturelle (z.B. Speisen) und räumliche (Geburtsort, Elternhaus) – führte zu einer logischen,

nachhaltigen Steigerung der persönlichen Relevanz von „Heimat“. Diese manifestiert sich zum einen in der Zentralität, die „Heimat“ als Wert im lebensgeschichtlichen Erzählen der Betroffenen einnimmt; zum anderen in der Tatsache, dass sich der Großteil der „Heimat“-Assoziationen auf die „alte“ bezieht, und die „neue“ fast ausschließlich durch Kontrastierung zur „alten“ definiert wird²⁶⁸. Die Bewältigung dieser „multiplen ‚Heimat‘-Verlust-Erfahrung“, die für die psychische Gesundheit und biografische Integrität notwendig war, dauerte entsprechend lange. Die heilende Distanz mehrerer Jahrzehnte ermöglicht jedoch schließlich sogar die rhetorische Frage „Warum soll ich trauern?“

Aufgrund des Charakters biografischer Erfahrungen – einzelpersonenbezogen und nicht reproduzierbar – handelt es sich bei dieser „Heimat im Kopf“ um ein persönliches Konstrukt, das schwer bis gar nicht „geteilt“ bzw. anderen Personen vermittelt werden kann. Der Komplexität des menschlichen Lebens entsprechend, tangiert der Begriff die räumlichen, sozialen, kulturellen und psychischen Dimensionen unseres Daseins; konkrete Inhalte aus diesen Erfahrungsbereichen können mit „Heimat“ assoziiert werden, um eine Annäherung zu erarbeiten, die jedoch niemals auf eine omnivalente, konkrete Definition hinauslaufen wird: „Heimat als Objekt der Betrachtung läßt sich nicht aus sich heraus erklären, sondern nur durch die Zuhilfenahme von Bezugskategorien, durch die Heimat gewissermaßen erst erfahren wird, durch die der Begriff Heimat seine reale Füllung erhält“ (Greverus 1972: 31). Im Alltag hat dies zur Folge, dass sich der phantomhafte Begriff als immense Projektionsfläche eignet, nahezu unbegrenzte persönliche Gestaltungsfreiräume eröffnet und immer wieder neu belebt werden kann. Gleichzeitig liegen hier die Schwierigkeiten – und möglicherweise gleichzeitig die anhaltende Faszination – begründet, die den wissenschaftlichen Umgang mit „Heimat“ auszeichnen. Der Versuch, die Bedeutungssynthese in ihrer komplexen Gesamtheit zu definieren, kann nur zu Resignation und der Feststellung führen, „daß es nur dem Dichter gegeben sei, Heimat zu erfassen“ (ebenda). ForscherInnen bleibt zu fragen: „Wie manifestiert sich „Heimat“ unter bestimmten Rahmenbedingungen für eine bestimmte Person?“, um somit die jeweils relevanten Einzelaspekte greifbar zu machen.

²⁶⁸ Acht der zwölf analysierten „Heimat“-Assoziationen beziehen sich inhaltlich ausschließlich auf die „alte Heimat“: schöne Landschaft (Kapitel 6.1); heile Kindheitswelt (6.2); Geburtsort (6.3); Elternhaus (6.4); verfallende Gebäude (6.5); Gerüche und Geschmäcke (6.7), Melodien (6.8) und Erinnerungen (6.12). Lediglich zwei Assoziationen – neu aufgebaute Existenz (6.6) und eigene Vorteile gegenüber Ausgewanderten (6.11) beziehen sich explizit auf die „neue Heimat“; die restlichen beiden – soziales Umfeld (6.9) bzw. lebensfreundliche Umgebung (6.10) sind nicht eindeutig zuordenbar, bzw. dienen der Kontrastierung von „alter“ und „neuer Heimat“.

Heimat kann [...] ganz überwiegend als eine Form der inneren Einstellung verstanden und weithin an Erinnerungen festgemacht werden, kann aber auch als Ausdruck von Lebensqualität an äußere Bedingungen gebunden werden [...] Es sollte möglich sein, solche Gehalte nicht per definitionem auszublenden, sondern genauer zu identifizieren und verorten (Bausinger 1984: 12).

Hierin sehe ich auch den Forschungsauftrag der Kultur- und Sozialwissenschaften hinsichtlich des menschlichen Grundbedürfnisses „Heimat“. Der einzig mögliche, kaleidoskopische Weg einer wissenschaftlichen Annäherung an den „schillernder Begriff“ wurde im Rahmen der vorliegenden Arbeit beschritten; das Endergebnis wurde in Form persönlicher, mosaiksteinartiger „Heimat“-„Definitionen“ präsentiert, die den Zwangsmigrierten bis an ihr Lebensende zu eigen sein werden: „Heimat [...] ist konkret oder gar nicht. [...] Aber gerade weil es sich um das Konkrete und Persönliche handelt, darum gilt: Heimat wird mit jedem Menschen neu geboren, wie sie auch mit jedem Menschen stirbt“ (Krockow 1989: 137f).

8 Literaturverzeichnis

ALTORKI, Soraya

- 1988 *At Home in the Field*. In: Altorki, Soraya/ El-Solh, Camillia Fawzi (Hrsg.): Arab Women in the Field: Studying Your Own Society. New York: Syracuse, 49-68.

AMERY, Jean

- 1988 *Jenseits von Schuld und Sühne: Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. München: Dtv-Klett-Cotta.

APA-OTS – Austria Presse Agentur Originaltext-Service (Hrsg.)

- 2001 *Cap: Den Begriff „Heimat“ nicht der Rechten überlassen: SPÖ für kritische Auseinandersetzung mit der Frage „Was ist Heimat?“ und eine offene Kulturpolitik*. http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20010503_OTS0029 [16.10.2010.]

ARMBRUSTER, Heidi

- 2009 *Anthropologische Ansätze zu Migration*. In: Six-Hohenbalken, Maria/ Tošić, Jelena (Hrsg.): Anthropologie der Migration: Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Wien: Facultas WUV, 52-69.

ATKINSON, Robert

- 1998 *The Life Story Interview* (Sage University Papers Series on Qualitative Research Methods, Vol. 44). Thousand Oaks CA: Sage.

BASTIAN, Andrea

- 1995 *Der Heimat-Begriff: Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache* (Reihe Germanistische Linguistik, 159). Tübingen: Niemeyer.

BAUMANN, Gerd

- 2004 *Grammars of Identity/ Alterity: A Structural Approach*. In: Ders./ Gingrich, Andre: Grammars of Identity/ Alterity: A Structural Approach. Oxford: Berghahn Books, 18-50.

BAUSINGER, Hermann

- 1984 *Auf dem Wege zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis: Begriffsgeschichte als Problemgeschichte*. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hrsg.): Heimat heute (Kohlhammer Taschenbücher Band 1065: Bürger im Staat). Stuttgart u.a.: Kohlhammer, 11-27.

BERNOLD, Monika

- 1994 *Darstellungsmuster des Anfangs: Spuren geschlechtsspezifischer Identitätsbildung in Eröffnungserzählungen geschriebener Lebens-Geschichten.* In: Good, David F./ Grandner, Margarete/ Maynes, Mary Jo (Hrsg.): Frauen in Österreich: Beiträge zu ihrer Situation im 19. und 20. Jahrhundert. Wien u.a.: Böhlau, 207-224.

BLICKLE, Peter

- 2002 *Heimat: A Critical Theory of the German Idea of Homeland.* Rochester NY u.a.: Camden House.

BLOCH, Ernst

- 1973 *Das Prinzip Hoffnung (Dritter Band).* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

BRECKNER, Roswitha

- 1994 *Von den Zeitzeugen zu den Biographen: Methoden der Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews.* In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte. Münster: Westfälisches Dampfboot, 199-222.

BREDOW, Wilfried von/ FOLTIN, Hans-Friedrich

- 1981 *Zwiespältige Zufluchten: Zur Renaissance des Heimatgefühls.* Berlin u.a.: Dietz.

BRÜCKNER, Christine

- 1977 *Nirgendwo ist Poenichen.* Frankfurt am Main u.a.: Ullstein.

BYRON, Reginald

- 1997 *Identity.* In: Barnard, Alan/ Spencer, Jonathan (Hrsg.): Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology. London u.a.: Routledge, 292.

CAMPBELL, Rebecca/ RAJA, Sheela

- 1999 *Secondary Victimization of Rape Victims: Insights from Mental Health Professionals Who Treat Survivors of Violence.* In: Violence and Victims, Vol. 14 (3)/1999, 261-275.

ENDRES, Rudolf

- 1998 *Bayerns vierter Stamm: Die Integration der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen nach 1945 (Bayreuther Historische Kolloquien Bd. 12).* Köln u.a.: Böhlau.

ENGELHARDT, Michael von

- 1996 *Geschlechtsspezifische Muster des mündlichen autobiographischen Erzählens im 20. Jahrhundert.* In: Heuser, Magdalene (Hrsg.): Autobiographien von Frauen: Beiträge zu ihrer Geschichte. Tübingen: Niemeyer, 368-392.

ENGELHARDT, Michael von

- 1997 *Generation, Gedächtnis und Erzählen: Zur Bedeutung des lebensgeschichtlichen Erzählens im Generationenverhältnis*. In: Liebau, Eckart (Hrsg.): Das Generationenverhältnis: Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft (Beiträge zur pädagogischen Grundlagenforschung). Weinheim u.a.: Juventa, 53-76.

ENGELHARDT, Michael von

- 2001 Lebensgeschichte und Gesellschaftsgeschichte: Biographieverläufe von Heimatvertriebenen des Zweiten Weltkriegs. München: Iudicum.

ERIKSEN, Thomas Hylland

- 2001 Small Places, Large Issues: An Introduction to Social and Cultural Anthropology. London u.a.: Pluto.

ESSER, Hartmut

- 2001 *Integration und ethnische Schichtung* (Arbeitspapiere – Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung, Nr. 40).
<http://www.mzes.uni-mannheim.de/publications/wp/wp-40.pdf> [16.10.2010].

FELDTÄNZER, Otto

- 2004 *Die Donauschwaben in Oberösterreich*. In: Landsmannschaft der Donauschwaben in Oberösterreich (Hrsg.): 60 Jahre Donauschwaben in Oberösterreich, 1944-2004: Ankunft – Sesshaftmachung – Integration. Linz: Denkmayr, 67-83.

FELLINGER, Matthäus

- 2005 *Karsamstag in Filipowa: Das Schicksal der Donauschwaben im ehemaligen Jugoslawien*. In: Diözese Linz (Hrsg.): Kirchenzeitung 12/2005.
http://85.126.104.81/redaktion/index.php?action_new=Lesen&Article_ID=25025 [16.10.2010].

FIEDERMUTZ, Silke

- 1999 „Da sieht man, wer wir waren und was wir waren“: Zum Stellenwert der Fotografie in der Erinnerung an Heimat für Nachkriegsflüchtlinge (Diplomarbeit). Wien.

FISHER, Shirley

- 1991 Heimweh: Das Syndrom und seine Bewältigung. Bern u.a.: Huber.

FRACH-FISCHLER, Eva

- 2003 Ich hatte viele Engel: Eine Kindheit in Donauschwaben. Metzingen: Sternberg.

GEERTZ, Clifford

1997 Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

GINGRICH, Andre

2005 *Kulturelle Identitäten zu Beginn des 21. Jahrhunderts: Sozialanthropologische Begriffsbestimmungen und ihre Implikationen für Europa*. In: Riegler, Johanna (Hrsg.): *Kulturelle Dynamik der Globalisierung: Ost- und Westeuropäische Transformationsprozesse aus sozialanthropologischer Perspektive*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 23-49.

GINGRICH, Andre

2006 *Nation, Status and Gender in Trouble? Exploring Some Contexts and Characteristics of Neo-nationalism in Western Europe*. In: Ders./ Banks, Marcus (Hrsg.): *Neo-nationalism in Western Europe and Beyond: Perspectives from Social Anthropology*. London: Berghahn, 29-49.

GIRTLE, Roland

2008 *Ein missbrauchtes Wort*. In: kunstSTOFF Nr.1/März 2008.
<http://service.kulturvernetzung.at/modules.php?name=downloads&id=236>
[16.10.2010].

GLEASON, Philip

2006 *Identifying Identity*. In: Ashcroft, Bill/ Griffiths, Gareth/ Tiffin, Helen (Hrsg.): *The Post-Colonial Studies Reader*. Oxford: Routledge, 194-195.

GRATZ, Andreas

2000 Katharina Gratz: Und Morgen... Meine persönliche Geschichte über die Aussiedlung der Donauschwaben. Leibnitz: Eigenverlag.

GREVERUS, Ina Maria

1972 Der territoriale Mensch: Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt am Main: Athenäum.

HEILINGSETZER, Georg Christoph

2004 Identität = Heimat? Interdisziplinäre Untersuchungen zu scheinbar einfachen Begriffen (Diplomarbeit). Wien.

HÜLSHOFF, Thomas

2006 Emotionen: Eine Einführung für beratende, therapeutische, pädagogische und soziale Berufe. München: Reinhardt.

HUNDERTWASSER, Friedensreich

- 1990 *Die Fensterdiktatur und das Fensterrecht.*
<http://www.kunsthhauswien.com/gestaltung> [16.10.2010].

IKSA – Homepage des Instituts für Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien

- 2010 *Eine aktuelle wissenschaftliche Disziplin.*
<http://www.univie.ac.at/ksa/html/inh/inst/inst.htm> [16.10.2010].

IMAS – Institut für Markt- und Sozialanalyse (Hrsg.)

- 2003 *Harmonien und Mißklänge 2003: Streikmaßnahmen – Ein Begriff mit sehr geringen Sympathien* (IMAS-Report Nr. 23, Oktober 2003).
www.imas.at/content/download/310/1231/version/.../23-10%5B1%5D.pdf
[16.10.2010].

KAISER-KAPLANER, Ingrid

- 1998 *Die Donauschwaben: Schicksale zwischen Donau, Drau, Save, Theiß und Marosch – Erzählte Erinnerungen.* Klagenfurt u.a.: Hermagoras.

KOSSERT, Andreas

- 2008 *Kalte Heimat: Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945.* München: Siedler.

KRIST, Stefan/ WOLFSBERGER, Margit

- 2009 *Identität, Heimat, Zugehörigkeit, Remigration.* In: Six-Hohenbalken, Maria/ Tošić, Jelena (Hrsg.): *Anthropologie der Migration: Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte.* Wien: Facultas WUV, 164-184.

KROCKOW, Christian Graf von

- 1989 *Heimat: Erfahrungen mit einem deutschen Thema.* Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.

KRONSTEINER, Ruth

- 2009 *Migrationsprozess – Trauma – Gesundheit: Theoretische Grundlagen der psychosozialen Unterstützung von MigrantInnen.* In: Six-Hohenbalken, Maria/ Tošić, Jelena (Hrsg.): *Anthropologie der Migration: Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte.* Wien: Facultas WUV, 332-342.

KUPFERSCHMIDT, Adam (Hrsg.)

- 2009 *Reliquien einer Sakralkultur: Gerettetes und Bewahrtes aus dem einstigen Filipowa* (Donauschwäbisches Archiv Reihe III: Beiträge zur donauschwäbischen Volks- und Heimatgeschichtsforschung). München: Verlag der Donauschwäbischen Kulturstiftung.

LDOÖ – Landsmannschaft der Donauschwaben in Oberösterreich (Hrsg.)

2004 60 Jahre Donauschwaben in Oberösterreich, 1944-2004: Ankunft – Sesshaftmachung – Integration. Linz: Denkmayr.

LEHMANN, Albrecht

1993 Im Fremden ungewollt zuhaus: Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945-1990. München: Beck.

LEHMANN, Albrecht

1996 *Wald als ‚Lebensstichwort‘: Zur biographischen Bedeutung der Landschaft, des Naturerlebnisses und des Naturbewußtseins.* In: BIOS 9/ 1996, 143-154.

LEHMANN, Albrecht

1999 Von Menschen und Bäumen: Die Deutschen und ihr Wald. Hamburg: Rowohlt.

LETTNER, Martina

2010 *Patriot 2.0.* In: Profil 12/ 22. März 2010, 34-35.

MALKKI, Liisa H.

1997 *National Geographic: The Rooting of Peoples and the Territorialization of National Identity among Scholars and Refugees.* In: Gupta, Akhil/ Ferguson, James (Hrsg.): *Culture, Power, Place – Explorations in Critical Anthropology.* Durham NC u.a.: Duke University Press, 52-74.

MARCUS, George E.

1995 *Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography.* In: *Annual Review of Anthropology*, Vol. 24 (1995), 95-117. <http://www.jstor.org/stable/2155931> [03.11.2010].

MECHERIL, Paul

1994 *Die Lebenssituation Anderer Deutscher: Eine Annäherung in dreizehn thematischen Schritten.* In: Ders./ Teo, Thomas (Hrsg.): *Andere Deutsche: Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft.* Berlin: Dietz, 57-93.

MILORADOVIC, Marko

2010 *Heimat.* In: Profil 10/ 8. März 2010, 8.

MORLEY, David/ ROBINS, Kevin

1993 *No Place like Heimat: Images of Home(land) in European Culture.* In: Carter, Erica/ Donald, James/ Squires, Judith (Hrsg.): *Space and Place: Theories of Identity and Location.* London: Lawrence & Wishart, 3-31.

PÜHRINGER, Josef

- 2004 *Eine neue Heimat.* In: Landsmannschaft der Donauschwaben in Oberösterreich (Hrsg.): 60 Jahre Donauschwaben in Oberösterreich, 1944-2004: Ankunft – Sesshaftmachung – Integration. Linz: Denkmayr, 13.

ROMBERG, Johanna

- 2005 *Was Heimat heißt: Die Geschichte eines deutschen Begriffs.* In: GEO 10/ Oktober 2005, 107-119.

ROSENTHAL, Gabriele

- 1995 Erzählte und erlebte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main u.a.: Campus.

SCHLINK, Bernhard

- 2000 Heimat als Utopie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

SCHLÖGEL, Karl

- 1999 *Kosovo...* In: Die Zeit 18/ 1999.
http://www.zeit.de/1999/18/199918.schloegel_ii_.xml [16.10.2010].

SCHMIDBAUER, Wolfgang

- 1999 *Das Leiden an der Ungeborgenheit und das Bedürfnis nach Illusionen: Psychoanalytische Überlegungen zum Heimatbegriff.* In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, L/99 (1996), 305-320.

STANEK, Eduard

- 1985 Verfolgt, Verjagt, Vertrieben: Flüchtlinge in Österreich von 1945-1984. Wien u.a.: Europaverlag.

STRASSER, Elisabeth

- 2009 *Was ist Migration? Zentrale Begriffe und Typologien.* In: Six-Hohenbalken, Maria/ Tošić, Jelena (Hrsg.): Anthropologie der Migration: Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Wien: Facultas WUV, 15-28.

TOSIC, Jelena/ KRONER, Gudrun/ BINDER, Susanne

- 2009 *Anthropologische Flüchtlingsforschung.* In: Six-Hohenbalken, Maria/ Tošić, Jelena (Hrsg.): Anthropologie der Migration: Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Wien: Facultas WUV, 110-126.

TREINEN, Heiner

- 1965 *Symbolische Ortsbezogenheit: Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem.* In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 17/ 1965, 73-97 und 254-297.

UNHCR – United Nations High Commissioner for Refugees (Hrsg.)

- 1951 *Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge vom 28. Juli 1951.*
http://www.unhcr.at/fileadmin/unhcr_data/pdfs/rechtsinformationen/1_International/1_Voelkerrechtliche_Dokumente/01_GFK/01_GFK_Prot_dt.pdf?PHPSESSID=cfa1196a76ae41f49d320b3505570a82 [16.10.2010].

USHMM – Unites States Holocaust Memorial Museum (Hrsg.)

- 2007 *Oral History Interview Guidelines.*
<http://www.ushmm.org/archives/oralhist.pdf> [16.10.2010].

VROON, Piet/ AMERONGEN, Anton van/ VRIES, Hans de

- 1996 *Psychologie der Düfte. Wie Gerüche uns beeinflussen und verführen.* Zürich: Kreuz.

WILDMANN, Georg

- 1986 *Und am Rande des Massengrabes ein Weizenfeld...* In: Senz, Josef Volkmarr (Hrsg.): Ein Freundschafts- und Partnerschaftsbeispiel: Festschrift zum 70. Geburtstag von Friedrich Binder und Friedrich Kühbauch (Beiträge zur donauschwäbischen Heimat- und Volksforschung, Band 34). Sindelfingen: Donauschwäbisches Archiv, 137-145.

WILDMANN, Georg

- 2009a *Die Kirche in der Baracke.* In: Rohrhofer, Franz Xaver (Hrsg.): Linz mal 12 (Band 5: Neue Innenstadt). Linz: Trauner, 33.

WILDMANN, Georg

- 2009b *Mit weißem Hemd und dunkler Hose.* In: Rohrhofer, Franz Xaver (Hrsg.): Linz mal 12 (Band 5: Neue Innenstadt): Linz: Trauner, 53.

WILDMANN, Georg

- 2009c *Geleitwort.* In: Kupferschmidt, Adam (Hrsg.): Reliquien einer Sakralkultur: Gerettetes und Bewahrtes aus dem einstigen Filipowa (Beiträge zur donauschwäbischen Volks- und Heimatgeschichtsforschung). München: Donauschwäbisches Archiv, 4-5.

WILDMANN, Georg

- 2009d *Zum Geleit.* In: Verein der Filipowaer Ortsgemeinschaft in Österreich (Hrsg.): Filipowaer Heimatbriefe: Mitteilungen an Filipowaer in aller Welt, Heft 71. Wien u.a.: Eigenverlag, 3-4.

ZODL, Ulrike

- 2005 *Flucht und Vertreibung der Sprachdeutschen aus Jugoslawien (1944-1948) – Integration und Neubeginn: Lebensgeschichtliche Aspekte (Diplomarbeit).* Wien.

9 Interviewverzeichnis

Interview mit Hr. Johann Zweig* vom 12. Mai 2008

Interview mit Hr. Markus Ziegler* vom 7. Jänner 2009

Interview mit Fr. Marianne Lindinger* vom 11. Oktober 2009

Interview mit Fr. Elise Schuster* (und Ehemann) vom 13. Oktober 2009

Interview mit Hr. Alfred Graf* vom 24. Oktober 2009

Interviews mit Hr. Dr. Georg Wildmann vom 28. Oktober 2009 und vom 29. Jänner 2010

** Um die Anonymität meiner InterviewpartnerInnen zu gewährleisten,
handelt es sich bei diesen Namen um Pseudonyme.*

Zusammenfassung (Abstract)

Der Zweite Weltkrieg führte über 150.000 Personen aus deutschsprachigen Minderheitsgebieten in Südosteuropa nach Oberösterreich. „Volksdeutsche Flüchtlinge“ und „Heimatvertriebene“ zählen zu den gebräuchlichsten (Selbst-)Bezeichnungen dieser Gruppe, für die ich jedoch den Terminus „Zwangsmigrierte“ als adäquater erachte.

Ausgehend von der Hypothese, dass „Heimat“ – als ein im Alltag kaum reflektierter Wert – durch eine derartige Verlusterfahrung an Relevanz gewinnt, führte ich Interviews mit sechs Betroffenen durch. Die zentrale Forschungsfrage lautete dabei: Was sind die konstituierenden Merkmale von „Heimat“ aus der Perspektive eines Menschen, der angeblich gleich zwei davon – eine „alte“ und eine „neue Heimat“ – hat?

Als Enkelin von Zwangsmigrierten ergab sich für mich ein besonderer Zugang zum Forschungsfeld. Die Vor- und Nachteile derartiger *anthropology at home* werden beschrieben und kritisch reflektiert.

Für den theoretischen Zugang erwiesen sich kultur- und sozialanthropologische Modelle zur Konstruktion von Identität(en) und Zugehörigkeit(en) als relevant; besondere Bedeutung räume ich den *Grammars of Identity/Alterity* nach Baumann (2004) ein. Der Zusammenhang von Heimatverlust und Traumata wird anhand von Erkenntnissen der Psychologie beleuchtet. Methodisch orientierte ich mich an Atkinsons (1998) *Life Story Interview* (lebensgeschichtlichem Interview) – eine Sonderform des narrativen Interviews, die von dem/ der ErzählerIn weitestgehend individuell gestaltet wird und auf die Erhebung persönlicher Erinnerungen (im Gegensatz zu historisch-faktischer „Wahrheit“) abzielt.

Die themenzentrierte Analyse der Lebensgeschichten meiner InterviewpartnerInnen ergab ein Dutzend „Heimat“-Assoziationen; deren Darstellung und Interpretation bildet den Hauptteil der Arbeit. Eine wichtige Vergleichsbasis stellen dabei jene Erkenntnisse dar, die Lehmann (1993) durch zahlreiche Interviews mit Zwangsmigrierten in Deutschland gewann.

Die Ergebnisse lassen darauf schließen, dass die Konstruktion von „Heimat“ bei Zwangsmigrierten einerseits den von Mecheril (1994) beschriebenen, allgemeingültigen Strategien folgt (z.B. „Personalisierung“: Heimat als ein vertrautes soziales Umfeld). Allerdings scheinen Personen mit Zwangsmigrationshintergrund über eine zusätzliche „Heimatkonstruktionsstrategie“ zu verfügen, die sich auf Erinnerungen bezieht: „Heimat“ als hochgradig persönliches, zeit- und raumunabhängiges Phänomen, das durch wissenschaftliche Erforschung zwar konkretisiert, aber nicht definiert werden kann.

Bakk. Sarah Pfleger

Geboren am 14. 09. 1984 in Linz, Oberösterreich

Ausbildung

Seit 10/2004	Diplomstudium Kultur- und Sozialanthropologie, Universität Wien
02/2009 – 07/2009	Auslandssemester, Beijing Jiaotong Daxue (北京交通大学)
10/2006 – 12/2008	Bakkalaureatsstudium Sinologie, Universität Wien
1995 – 2003	Linz International School Auhof (AHS mit Unterrichtssprache Englisch; Schulabschlüsse: Matura, International Baccalaureate)

Arbeitserfahrung

Sommer 2007 – 2010	<i>People to People Student Ambassador Programs</i> Reisebetreuerin für amerikanische Schülergruppen auf Studienreise durch Europa (Spanien – Frankreich – Italien – Griechenland)
03/2009 – 07/2009	<i>Best Food in China, Beijing</i> Restaurantkritikerin und Mitglied des Redaktionsausschusses
09/2007 – 05/2008	<i>Österreichische Gesellschaft für Chinaforschung, Wien</i> Volontariat
09/2006	<i>Verbindungsbüro des Landes OÖ zur EU, Brüssel</i> Praktikum

Auslandsaufenthalte*

08/2008 – 09/2008	Summer School in Beijing und Xi'an, China
03/2007 – 04/2007	Auslandsexkursion nach Indonesien (Java, West-Timor, Bali)
11/2006 – 12/2006	Feldforschungspraktikum in Guatemala/ Belize
08/2003 – 07/2004	Au Pair-Aufenthalt in Edinburgh, Großbritannien
06/2001 – 08/2001	Spanischkurs in Sevilla und Málaga, Spanien

Zusätzliche Aktivitäten

2001 – 2003	<i>CAS (Creativity, Action, Service) Program</i> Über 200 Stunden ehrenamtliches soziales Engagement
-------------	---

Sprachkenntnisse

Deutsch • Englisch • Französisch • Spanisch • Italienisch • Chinesisch (Mandarin)

* studienrelevant bzw. ab 3 Monaten